



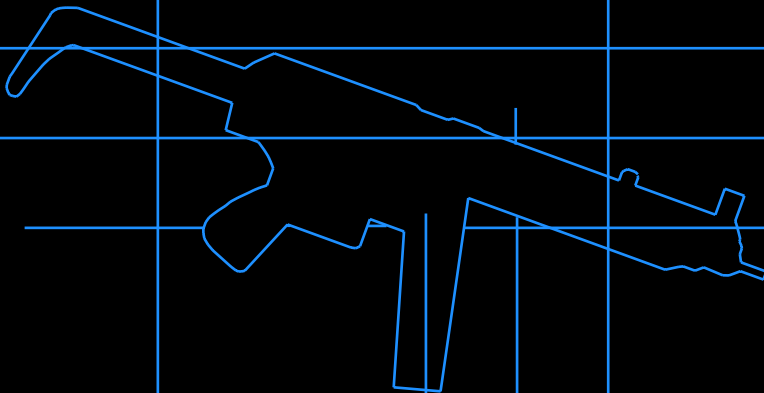
Alain Lacroix

**DASS DIE REVOLUTION KEIN  
OSTERSPAZIERGANG SEIN WIRD**

ODER **NATÜRLICH KANN  
GESCHOSSEN WERDEN.**

Ulrike Meinhof 1968-76

Übersetzt aus dem Französischen von Karin Hilpold





devians – plattform für debatte und dissens e.V., Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Ulrike Meinhof. 68-76 RFA* bei Éditions Pontcerq.

Erste Auflage 2019

© des französischen Originals: Éditions Pontcerq, 2014

Übersetzung aus dem Französischen: Karin Hilpold

Herausgeber: Philipp Idel, Christian E. Weißgerber

Korrektur: Stefan Lindemann, Yaşar Ohle

Dieses Werk ist lizenziert unter einer *Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz*.

Die digitale Ausgabe dieses Buchs sowie ein Nachwort der Herausgeber sind unter [www.devians.de](http://www.devians.de) zu finden.

ISBN 978-3-947713-01-1 (Printausgabe)



Alain Lacroix

**... dass die Revolution kein  
Osterspaziergang sein wird  
oder  
natürlich kann geschossen  
werden.**

Ulrike Meinhof 1968-76

Übersetzt von Karin Hilpold



Die in diesem Text nachgezeichneten Ereignisse basieren ausschließlich auf Archivadokumenten. Sie sind keine Fiktion. Einzelne Szenen privater Natur allerdings entspringen der Vorstellungswelt des Autors. Eine Liste der verwendeten Quellen befindet sich im Anhang des Romans.



FINSTERNIS, PULSSCHLAG, GERÄUSCHE. Dieses Gesicht ... erstaunte Finger gleiten über meine Züge, meine Lider, meinen Mund. Diese Hände, sind es meine? Und diese Stimme, hier ... ich? So etwas wie eine Anwesenheit, ein Ort ... Es herrscht eine wunderbare Ruhe, eine solche Stille ist in dieser Zelle. Alles bleibt noch zu sagen, ich halte den Atem an, mache einen Schritt nach vorne, wie ein frischer Luftzug ... Aber man kann kaum etwas unterscheiden, ich weiche an die Mauer zurück, erstarre. Beginnen oder beenden? Nebelschleier, die gelichtet werden müssen, Taten, Fakten: Binsenwahrheiten. Ich, wie ein ... wie eine andere? Nein: ich, wie keine andere. Die Zeit beschreibt konzentrische Kreise, ich soll reden, also sage ich alles.

1968-76. Eine Gruppe steht im Brennpunkt des Tagesgeschehens, „terrorisiert“ das Land, verschwindet dann von der Bildfläche. Ich bin ein Teil davon. Mittlerweile ist alles weggeräumt worden, Personen, Begleitumstände, und der Rest ... Sack und Pack, abgezogen. Einmal ordentlich Tünche darüber, Vorhang: Verschlussache. Dabei ist es doch lebendig, beinahe greifbar. Eine Chance? Mag sein.

*Fraktion*, in der Mitte brechen, das Z betonen, die letzte Silbe nachklingen lassen. Eines muss klargestellt werden, die Revolution, das ist: Zufall vielmehr als Mathe, Chemie vielmehr als Logik. Es sei denn: eine Frage von Luftdruckverhältnissen, ein rein meteorologisches Ereignis, das die Barometer irremacht. Oder aber: eine versteckte Dimension, ein Hinterden-Spiegeln, eine plötzlich aufklaffende Öffnung. Ich heiße Ulrike. Ulrike Meinhof. Gut.

R-A-F. Die RAF ist die bewaffnete Fraktion der deutschen revolutionären Bewegung, beginnen wir ganz von vorne. Sie ist ein

eigenständiger politisch-militärischer Verband, eine der weltweiten Rote-Armee-Gruppen.

Berlin, 1968: erstes Blutvergießen bei einer Demonstration. Legitime Revolte, Hoffnung auf etwas Neues ... Hier wie andernorts Unruhen, ein „Vorfall“ reiht sich an den anderen. Die Aufregung in den Kreisen der Studentenbewegung kommt nicht zum Erliegen. Die Jugend nimmt ihr Schicksal in die Hand, eine ganze Generation macht sich auf.

Der sogenannte „Protest“ weitet sich in den Frühjahrsmonaten wie ein Lauffeuer aus, von Westberlin nach Köln, von Hamburg nach Frankfurt. Demgegenüber versucht die Staatsgewalt mehr oder weniger erfolgreich, das Aufbegehren im Keim zu ersticken, und die Rebellen in Reih und Glied zu zwingen. „Gewaltsame Zusammenstöße zwischen Studenten und Ordnungshütern“ verkündet die Presse jeden Morgen. Das bedeutet: Es wird nichts erklärt, das Wesentliche wird verschwiegen. Nämlich das Zusammentreffen von Marxismus-Leninismus, Sexpol-Bewegung und Schizoanalyse. Also: Klassenkampf vermischt mit Geschlechterkampf, multipliziert mit stillem Wahnsinn. Das funktioniert.

Westberlin, ganz oben auf der Landkarte, jenseits des Eisernen Vorhangs. Der Kuchen, den die Sieger von 1945 unter sich aufgeteilt haben ... Wir befinden uns ungefähr im Zentrum davon, nahe der Mauer. In Kreuzberg, Schöneberg und Moabit rekrutiert „die Szene“ neue Mitglieder, in Bürgerkomitees, Wohngemeinschaften, oder direkt auf der Straße, vor Konzerthallen und versteckten Kneipen. Die Passanten haben Mühe, sich durch die Sit-Ins der Jugendlichen ihren Weg zu bahnen, höhnische Witzeleien begleiten sie. Ja, die Wortwechsel sind lebhaft, der Umgangston rau.

Unter einem Wald aus roten und schwarzen Fahnen erfindet der Underground seine Kultur: Flugschriften und Raubdrucke gehen von Hand zu Hand. Frohen Mutes arbeiten Aktivistengruppen am Aufbau einer Neuen Linken. Welche Zie-



le? Nun ja: Polizei-Sperrgürtel, Fensterscheiben von Botschaften, Trust- und Bankensitze. Es ist ganz einfach ... Eier, Farbe, Blut, Saison Gemüse: Ein Wurfgeschoss ist so gut wie das andere, es muss nur fest in der Hand liegen. Falls die Situation sich aufheizen sollte, Pflastersteine, Molotowcocktails und leichte Sprengkörper griffbereit halten. Auflösung der Gruppe bei Anbruch der Nacht. Wir wollen die Barrieren niederreißen, zwischen Arbeitern, Studenten, Frauen, Gastarbeitern, Jugendlichen in den Heimen ... Die deutsche Gesellschaft ist unerträglich geworden, der Gestank des Todes ... Wir sind gekommen, um zusammenzuballen, was gewaltsam getrennt wurde. Zusammennähen. Lasst euch gesagt sein, um was es hier geht: Wir wollen den Sinn wiederherstellen.

Charlottenburg, im Zentrum der Westzone, Nachmittag; etwa fünfzig Leute gruppieren sich an einer Straßenecke:

— He Genossen, wer hat eine Fahne dabei?!

— Ich, hier ... !

Einer holt ein Feuerzeug raus, zündet an. Walpurgisnacht vor dem Amerikahaus in Berlin. Polizeisirenen. Sie nähern sich.

Es brennt. Banner und Sterne werden allmählich von den Flammen aufgezehrt. Wie hübsch das aussieht!

Bremsenquietschen, Türenschnalzen und Stiefellärm.

— Johnson Mörder! US GO HOME! Schafft zwei, drei, viele Vietnam! skandiert die aufgeheizte Menge.

Gesichtsmasken, Motorradhelme und Brechstangen. Die Studenten nehmen Aufstellung für die offene Schlacht.

Nicht weit weg, eine Wohnung voller Antiautoritärer. Libertäre, Anarchisten, Pazifisten und andere APOs – kurz: ein bunt gemischter Haufen in reger Diskussion. Außer Atem stürmt ein junger Mann herein:

— Verdammt nochmal, da draußen ist die Hölle los! Beim Amerikahaus!

— Los geht's! schreit ein Mädchen.

Der Ort leert sich. Ganz gewöhnlicher Alltag in der BRD, Ende der 60er.

R-A-F? ... Kenn ich nicht, würde in diesen Tagen noch zu hören sein. Zwei, zehn, zwanzig oder mehr, wie viele werden wir sein? Schwer zu sagen ... Noch sind wir Einzelne, wir laufen uns hin und wieder über den Weg, bei Besetzungsaktionen, Meetings oder Konzerten. In Wirklichkeit geht es nicht um die Zahl, zwei genügen ja schon, oder? In Frankfurt am Main haben Andreas und Gudrun genau auf dieser Basis angefangen, nicht mehr und nicht weniger. Zwei auf sechzig Millionen. Wenn man das in Beziehung setzt, wenn man zwischen die beiden Ziffern ein kleines Divisionszeichen macht, dann zerlegt das den Feind schon mal um die Hälfte, einer für dreißig Millionen. Interessant. Unter den Oppositionellen auf der Straße gibt es zum einen die Widerstandsbewegung, die aus den Universitäten kommt, zum anderen härtere, entschiedenerere Leute. Diese zwei Lager stehen miteinander in Verbindung, zumindest für den Augenblick. Von ihren Stützpunkten in den Großstädten aus (zu diesem Zeitpunkt ein paar besetzte Häuser und WGs), bereiten die radikalisierten Randgruppen den nächsten Schritt vor, im Eilverfahren.

Zwei Gestalten, die im Licht einer Straßenlampe vorbeigehen, sich dann umdrehen in Richtung eines Gebäudes, aus dem Rauch steigt. Der Beginn eines expressionistischen Films, ein sozialistisches Fresko? Nein: Frankfurt, April 68, mitten in der Nacht. Die zweite Rebellenhochburg des Landes, eine Auto-Tagesfahrt entfernt von Berlin.

— Es hat geklappt, flüstert die junge Frau.

Gudrun Ensslin. Blond, feingliedrig.

— Gut, wir hauen ab! antwortet ihr Gefährte.

Andreas Baader. Braunhaarig, schneidige Erscheinung.

Wieder zurück in ihrem Basislager, lassen die Terroristenlehrlinge das Vergangene noch einmal Revue passieren, euphorisch. Auskundenschaftung, Ausarbeitung, Aktion: Nicht mal drei Tage liegen zwischen dem Entschluss und der Brandstiftung in den Großkaufhäusern *Schneider* und *Kaufhof*. Im Umkreis der Rauchsäule sind die Rettungskräfte im Einsatz. Der Morgen bricht an; nicht für alle gleich. Die Lichter in den Bonner Ministerien gehen an, die Telefone klingeln in den Redaktionsräumen der Landeshauptstädte. Erschöpft schlafen die Aktivisten schließlich auf den Sofas ein; ihr Schlaf ist unruhig, sie erträumen die Zukunft.

Etwas hat sich seit diesem Ereignis verändert, ein Wendepunkt ist eingetreten, Risse haben sich aufgetan. Der Brand hat tausende junge Leute in einen Zustand freudiger Erregung versetzt, die Bewegung schwillt an. Vorgangsweise bei Straßenkämpfen: die Tankdeckel abdrehen, die Autos umkippen und Feuer legen. Leute zusammentrommeln, welche Pflastersteine herausbrechen. Die Polizeiwagen bombardieren. Und sich eilends aus dem Staub machen. Hier und da eine Brandflasche werfen. Pseudotelefonate an die Bullen, bei denen man sich als verängstigte Kaufleute oder ehrliche Staatsbürger ausgibt, das Eintreffen der Funkstreifenwagen abwarten, dann losschlagen. Noch ein, zwei Molotowcocktails für den Heimweg. Achtgeben vor verirrtten Kugeln, sich nicht schnappen lassen.

Die Monate vergehen, die Energie lässt nicht nach. Bald ein Jahr schon, hier in diesem Land, nicht viel anders als auf den amerikanischen Campussen. Daten? Nein, Fakten: Aufmärsche gegen die Notstandsgesetze, Vietnamkongress in Berlin, die „Anti-Springer-Kampagne“ mit den Blockaden der Pressfilialen. Was noch? Ostermontagsumzug, eine etwas rauere, radikalere 1. Mai-Version. Die Schlacht am Tegeler Weg, gut eintausend junge Leute – in erster Linie Studenten und Rocker – gegen die Polizei, in der Nähe vom Zentrum Westberlins, der fortschrittlichen Hauptstadt der „freien“ Welt. Schüsse auf bei-

den Seiten, Verletzte. Die Reihen der radikalen Linken lichten sich, gut so.

Korea, Algerien, Vietnam. Feminismus, Abrüstung, Kommunismus. Seit zehn Jahren bin ich bei allen Kämpfen dabei, oder sagen wir: bei fast allen. Anfang 60 bot mir die Zeitschrift *konkret* ein Sprachrohr als Kolumnistin an, und ihr Gründer, Klaus Rainer Röhl, einen Platz in seinem Bett; ich war 21, er 32. Meine Erfolgsliste als Journalistin? Hier eine kleine Auswahl: einen Minister als den „infamsten deutschen Politiker“ bezeichnet (Anklageverfahren und Geldstrafe), die Unterstützung der ersten Anarcho-Kommunen in Berlin (ein Achtungserfolg), der „offene Brief an Farah Diba“, die Frau des iranischen Schahs (diplomatische Krise) und, *last but not least*, die Erfindung des Konzepts *Konsumterror*, das bei den Antiautoritären begeisterten Zuspruch fand. Dies macht mich zu einer Dissidentin der Adenauer-Ära, fünfzehn bleierne Jahre, zuerst der Wiederaufbau und dann das Wirtschaftswunder und eine ganze Reihe reaktionärer Maßnahmen. Der alte Kanzler ist letztes Jahr gestorben, Kiesinger tritt seine Nachfolge an. Den wären wir los!

Mit Klaus Röhl, meinem Chef und Ehemann, habe ich zwei Töchter: Zwillinge, fünf Jahre alt. Hausfrau beziehungsweise versklavte Mutter? Nichts für mich, das war meine Einstellung und dabei bleibe ich, egal, ob das wem nicht passt. Nach monatelangem Streit sind wir nun dabei, uns zu trennen. Die Scheidung ist ein Neubeginn für mich, eine Befreiung in persönlicher wie auch in politischer Hinsicht. Ich habe mich gewissen Kreisen angenähert, Kontakt zu bestimmten Personen aufgenommen – schlussendlich, hat sich das für mich von selbst ergeben. Man kann das – reden wir Klartext – meinen Übergang zur radikalen Opposition nennen. Ich gehöre zu den Querulanten der Zeit, sagen wir: Ich bin eine kleine Berühmt-

heit, obwohl mir nicht unbedingt etwas daran liegt. Man mag mich oder nicht, ganz egal.

Letztendlich macht es keinen Unterschied, ob ein Zusammenschluss dem objektiven Zufall zu verdanken ist oder etwas ganz anderem. Worauf es ankommt, das sind die Linien, die jeder für sich persönlich überschreitet, und die Beziehungen, die man zu den Menschen aufbaut, Freundschaft, Liebe, Hass. Als ich mich Baader, Ensslin und den andern in der bewaffneten Armee anschloss – es war nämlich, zuerst einmal, nichts Selbstverständliches, und *sich anschließen* ist auch nicht das korrekte Wort, so etwas geschieht anders, das lässt sich nicht erklären: Wege, die sich kreuzen, die richtige Person zum richtigen Zeitpunkt, die subjektiven Bedingungen, und schon kommen die Dinge in Gang ... – als ich mich ihnen dann also anschloss, im Laufe des Jahres 69, war ich eine etwas spießbürgerliche Progressive aus Hamburg. Aber doch auch schon die *konkret*-Kolumnistin, deren beißende Polemik aufhorchen ließ. Ich wusste, dass man mich in nahezu allen Kreisen mit regem Interesse las, aber ich ahnte nicht, dass die Jugend gleich mir eine Stufe nach der andern nahm und sich anschickte, dieselben Grenzen zu überschreiten.

Die Protesthaltung hat Aufwind, sie kristallisiert den Sog der Sehnsüchte: Man nennt sie gemeinhin APO (außerparlamentarische Opposition). Vom Studentenführer Rudi Dutschke und seinen Genossen ins Leben gerufen, verweist der Terminus *außerparlamentarisch* auf eine Spaltung. Und zwar geht es darum, das „demokratische System“ zu hinterfragen, bei Bedarf mithilfe von brachialen Methoden. Da kommen wir her. Ohne diesen grundlegenden Beschluss, ich würde sogar sagen, ohne diesen Vorstoß, gäbe es keine Rote Armee Fraktion.

Frankfurt am Main, Bundesrepublik, Wirtschaftswunderjahre. Mitten in der Stadt zwei brennende Spuren, die neuen

Konsumtempel *Schneider* und *Kaufhof*, von Andreas Baader und Gudrun Ensslin angezündet. Sobald die letzten Flammen erloschen waren, schickte die Staatsgewalt schon ihre Leute los, setzte ihre Spürhunde an: Die Aktivisten wurden festgenommen. Die von der Staatsanwaltschaft formulierten Anklagepunkte: Verbindung zu terroristischen Zwecken und zweifacher Versuch der kriminellen Brandstiftung. Vor dem Richter stehen Andreas und Gudrun, achtundzwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt, sie sind allein ... oder so gut wie, ihre Komplizen sind Randfiguren. Die zwei jungen Leute auf der Anklagebank hören kaum zu, als die Vergehen verlesen werden, deren man sie beschuldigt. Ihre Festnahme war nicht schwierig gewesen, man könnte beinahe denken, dass sie sich freiwillig ausgeliefert haben, ein Weg, um ins Licht der Öffentlichkeit zu gelangen. Die endlosen Verhandlungstage verbringen sie damit, zu quatschen, Karikaturen zu kritzeln und mit ihren Anhängern Zeichen auszutauschen – während ihre Anwälte Beweise führen. Ich wohne dem ganzen Zirkus bei, und bin fasziniert von diesen Protestlern in Reinkultur. Baader wird als „Kunststudent“ vorgestellt. Ich würde hinzufügen: geborener Anführer und Sunnyboy. Jeden Morgen hüllt er sich in Seidenhemd und Lederjacke, bevor er sich der Öffentlichkeit zeigt. Gudrun Ensslin ist „Studentin der Germanistik und Anglistik“. Blonde Schönheit und Tochter eines evangelisch-lutherischen Pfarrers, halte ich in meinem Notizbüchlein fest. Die Angeklagten tragen schwarz getönte Sonnenbrillen, machen ein Spektakel, die Rechtsprechung gerät zur Farce. Die Atmosphäre ist geladen, der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt; draußen drängen sich hunderte Studenten, die eingelassen werden wollen. Das Publikum ist auf ihrer Seite, die Angeklagten spüren das: Sie geben sich selbstbewusst und verhöhnen die Richter; ihr Gelächter schallt und der Rauch ihrer Zigarren verpestet den Saal. Ich sitze auf der Pressetribüne mit meiner Akkreditierung und meinem Notizheft, angespannt. Der Kern der späteren Fraktion

ist da, getrennt durch die Grenzlinie Legalität-Illegalität. Nur weiß es noch keiner, weder sie noch ich.

Die Kaufhaus-Brandlegung hat keine Opfer gefordert, nur Möbel und Ramsch. Materialschäden, die Bettenabteilung ist zerstört, ok, das nehmen wir in Kauf. Einige hunderttausend Mark sind in Rauch aufgegangen, das war's dann auch ... Das Wesentliche liegt woanders. Was zählt, ist die Tragweite des Unternehmens und der Modellcharakter im derzeitigen Klima der Repression, des US-amerikanischen Imperialismus. Früh am Morgen, in den Parks und den Imbissen nahe des Gerichtsgebäudes lesen die jungen Deutschen *konkret*. Ich habe gerade einen Leitartikel abgeliefert, der Aufsehen erregen wird, kritisch die Handlungsweise, solidarisch die Beweggründe der Brandstifter betreffend. Sehr waghalsig.

— Manche Punkte in deinem Blatt sind ... interessant, Ulrike, und andere, ähh ... diskutabel, meint Klaus Röhl, mein Noch-Ehemann und Chefredakteur. Die Diskussion findet bei meiner Schwester statt, wo ich vorübergehend mit unseren Töchtern wohne, die er besuchen kommt.

— Genau das ist ja die Rolle der unabhängigen Presse, gebe ich ärgerlich zurück. Wenn ich mich recht erinnere, hast du die Zeitschrift zu diesem Zweck gegründet?!

Wir haben mehr als zwanzigtausend Leser in ganz Deutschland.

— Mein Kompliment für dein Positionspapier, ich pflichte dir bei! Mein alter Freund Peter Brückner, der systemkritische Universitätsprofessor, mit dem ich in diesen Tagen ein Telefongespräch führe, ist begeistert.

— Danke, es tut gut zu wissen, dass ich auf dich zählen kann. Wie du dir denken kannst, habe ich es nicht leicht im Moment ...

Meine bereits stattliche Leserschaft vergrößert sich nun noch um einiges. In meinem Umfeld und der *konkret*-Redaktion fällt das Urteil zwiespältig aus. Verständlich, dass

meine Stellungnahme Unbehagen auslöst, nicht aber, dass hinter meinem Rücken gelästert wird. Mit nennenswerter Ausnahme Brückners, meiner alten Genossen, der Paare Holtkamp und Seifert sowie meiner jüngeren Schwester haben sich beinahe alle von mir losgesagt. Sei's drum: Die Linke hat ihre Position auf der Karte verändert, und ich bin gefolgt; wäre mir irgendein Schreiberling da zuvorgekommen, hätte mich das stinksauer gemacht.

— Ulrike, wir haben deinen Artikel mit großer Aufmerksamkeit gelesen, ich war gespannt darauf, dich kennenzulernen ...! sagt mir Gudrun Ensslin einige Wochen später, ich hatte beantragt, sie im Gefängnis zu besuchen.

Im Besucherraum kommt das Gespräch in Gang, wir mustern uns. Gudrun hat Format, sie ist weit mehr als das Anhängsel ihres Mackers.

— Ich bin mit der grundlegenden These in deinem Artikel über die Brandstiftung nicht einverstanden, sagt sie, die Behauptung, dass Anschläge wie der unsere zu einem Erstarren des Systems beitragen würden, dass die Versicherungen für den in materieller wie ideeller Hinsicht entstandenen Schaden aufkommen würden.

— Du hast nicht bis zum Ende gelesen, Gudrun, und wenn ja, dann oberflächlich ... Ich habe auch die Tragweite eurer Tat betont, und dass sie aufdeckt, wie es in diesem Land um das Gesetz steht: dass nämlich das Eigentum mehr zählt und stets mehr zählen wird als die Menschen ...

— Du bist nicht ehrlich mit dir selbst, du greifst zu Ausflüchten! Andreas findet es außerdem bedauerlich, dass du in deinem Text nicht die namhaften Anarchisten erwähnst, Proudhon oder Pouget zum Beispiel ... Und die Direkte Aktion. Er meint, dass du noch nicht so weit bist.



— Ich bin enttäuscht, ich dachte, ich hätte ein besseres Urteil verdient. Ach, ich bin es leid, mich vor dir, Andreas, oder wem auch immer sonst rechtfertigen zu müssen!

Die uns zur Verfügung stehende Zeit ist abgelaufen, der Gefängniswärter nähert sich. Gudrun ergreift meine Hände, und ich bin erleichtert. Schluss mit den Feindseligkeiten.

Beim Hinausgehen flüstere ich ihr zu:

— Aus dem Verfahren gegen euch wird nicht viel rauskommen, schlimmstenfalls müsst ihr mit ein paar Monaten rechnen. Wir sehen uns, wenn ihr wieder draußen seid, und dann vertiefen wir das Ganze.

Der erste Kontakt, harsch aber konstruktiv.

Kurze Zeit später, ein neues Streitgespräch mit Klaus, bei meiner Schwester zu Hause, am Telefon. Er droht mir mit halben Worten. Seit dieser Prozessgeschichte behauptet er, ich sei nicht mehr bei klarem Verstand und würde das Leben unserer beiden Töchter in Gefahr bringen. Sollte ich auf meiner Linie beharren, so werde er mir die Stelle bei *konkret* kündigen müssen, ein Teil des Redaktionskomitees dränge darauf. Ich raste aus: Meine Artikel haben die Bewegung von Anfang an begleitet, ich denke gar nicht daran aufzuhören! Er legt einfach auf. Ich bin laut geworden, die Mädchen weinen.

Die folgenden Monate vergehen zwischen Nervosität und Euphorie – ändern sich die Dinge schnell genug? Klaus Röhl und ich reichen die Scheidung ein, ich gehe zur Zeitschrift auf Distanz, stärke die Bindung zu meinen Angehörigen und engsten Freunden, finde eine Wohnung für die Zwillinge und mich, weit weg von Hamburg. Das Paar Baader-Ensslin bleibt in Haft: Wir schreiben uns, die Anwälte leiten weiter, die Wochen scheinen mir endlos. Juni 69, endlich kommen sie frei! Um den zehnten herum fahre ich nach Hessen, in das Nest, wo sie ihre Bewäh-

rungsstrafe ableisten; sie sind nur bedingt frei, ihr Verfahren soll in Revision gehen.

Das von der protestantischen Kirche unterstützte Zentrum Staffelberg liegt inmitten einer Hügellandschaft. Es betreut Jugendliche in Problemsituationen, und unsere Brandstifter sollen hier Erzieher spielen. Helmut Ensslin, Gudruns Vater, hat das mit den Behörden so ausgehandelt ... Zwischen all den Pastoren und heuchlerischen Duckmäusern fallen die beiden gar nicht weiter auf. Gudrun inszeniert erbauliche Happenings, während Baader in einer Ecke Komplotte schmiedet. Auch ihr Kumpel Thorwald Proll ist da, sowie dessen Schwester Astrid, die ihn begleiten wollte. Es ist ein schöner Sommer, die Zeit scheint irgendwie stillzustehen, wenn man so will: ein Ferienlager der etwas anderen Art. Die Radioreportage, welche ich vor Ort aufzunehmen gedenke, ist bloßer Vorwand. Die „Interviews“ dauern die ganze Nacht, schlagen um in Politikdebatten: Gudrun spricht lang und breit über ihre erzieherische Arbeit hier – wenngleich der Ausdruck Baader belustigt, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, da und dort subversive Ideen auszustreuen. Er hat mehr Distanz zu den Dingen als sie, ist ziemlich lässig und ein gutaussender Kerl, der im Münchener Künstlermilieu herumgezogen ist, bevor er nach Berlin ging, wo er sie kennenlernte. Mit ihrem Ex hat Gudrun einen alternativen Verlag gegründet, in dessen Publikationsliste stehen die Namen von denen, die zählen: Sartre, Russel, Castro, die Black Panthers. Dann hat sie für Andreas alles aufgegeben. Man muss eingestehen, dass er eine starke Anziehungskraft auf die Leute ausübt. Astrid und Thorwald scheinen fasziniert von ihm. Ganze Nächte lang diskutieren wir fünf über Gott und die Welt; wer sich wem annähert, sie sich mir, ich mich ihnen, oder beides, kann ich gar nicht genau sagen. Wir werden Freunde. Diese Sommerabende könnten niemals aufhören, in wenigen Tagen mache ich einen großen Sprung nach vorne. Dazu gedrängt, Stellung zu beziehen, denke ich meine

Gedanken zu Ende, und gehe dadurch sehr viel weiter, als ich je von mir erwartet hätte. Wie könnte es auch anders sein? Andreas und Gudrun in ihrem Unterfangen zu unterstützen, bedeutet de facto, mit ihnen zu sein. Ihre Aktion hat es unmissverständlich gezeigt: Das Gesetz dieses Landes ist reaktionär. Die Grenze zwischen uns verwischt sich ein für alle Mal. Mit den Interviews haben wir aufgehört, Staub legt sich auf Radio, Mikrofon und Tonbandgerät.

Ich bin mit meinen Töchtern nach Westberlin gezogen. Langsam gewinne ich wieder Oberwasser. *Konkret*, Hamburg und Klaus, dieses Kapitel ist für mich abgeschlossen. Abstand halten zu dem, was mein altes Leben war, das ist jetzt die Hauptsache. Kaum war ihre Freiheitsstrafe im Revisionsverfahren bestätigt worden, sind Baader und Ensslin nach Paris geflüchtet, gemeinsam mit den Geschwistern Proll. Ihr Anwalt Horst hat falsche Papiere für sie anfertigen lassen. Der Nachrichtenverkehr läuft über ihn. Frankreich, dann Holland, und derzeit sind sie anscheinend Richtung Sizilien unterwegs.

Die von meinem Ex und seinem Redaktionskomitee geächtete Bewegung ist dabei, sich zu strukturieren. Seit dem Wahnsinnsding in Frankfurt haben einige Aktivisten Lust, einen Schritt weiter zu gehen, zumindest hört man das, Gerüchte kursieren. Geheime Treffen finden statt, in den Vollversammlungen rumort es, viele sind im Begriff, aus der legalen Bewegung auszusteigen. Die Auflehnung der Studenten hat ganz klar ihre Grenzen erreicht: Die Reihen der Opposition lichten sich, die massive Protestbewegung ist am Erlöschen. Vorbei die Zeit der Großdemos und der spektakulären Aktionen, wie zum Beispiel anlässlich Nixons Europareise oder beim Besuch des Schahs und seiner Luxushure. Heute sind zweibis dreitausend Leute bereit für den Übertritt, vielleicht sogar für den großen Sprung. Die zahllosen Hausbesetzergruppen und -gemeinschaften in Berlin stehen an einem Wendepunkt, Deutschland zittert, es braut sich was zusammen.

In einem Vierteljahr hat es fast ein Dutzend Attentate gegen hochrangige Funktionäre und staatliche Machtträger gegeben: Richter, Staatsanwälte, Gefängnisdirektoren. Mehr oder weniger real existierende Gruppen haben sich zu diesen ohne Blutvergießen abgelaufenen Anschlägen bekannt. Mit selbstgebastelten Sprengstoffen und ein paar Schwarzsendern haben es Unbekannte geschafft, Unruhe zu verbreiten. Es ist die Rede von einem „Schwarm“ verschiedener Verbände. Eine witzige Art, 69 abzuschließen. Es geht auch ein Tonband der TW-Fraktion um, auf dem eine Stimme dazu aufruft, in den bewaffneten Widerstandskampf einzusteigen. Aber die haben nichts mit uns zu tun (TW bedeutet Tupamaros West-Berlin, ich spreche noch darüber). In Wielands Kommune bildet eine Clique den ersten Stadtguerillaverband (es sind Georg von Rauch und Bommi Baumann, auch auf sie werde ich zurückkommen). Interessant, das alles, wenngleich noch etwas stümperhaft. Die Outsider werden aktiv, gut so. „Diffuse Gewalt“ wird das in den Zeitungen genannt, zur Abwechslung mal ein treffender Ausdruck.

Westberlin: Vorposten oder Nachhut, oder was auch immer, die Bevölkerung schert sich keinen Deut darum, sie hat schon so viel gesehen. Die Leute hier sind todtraurig oder wahnsinnig fröhlich, je nachdem. Eine eigenartige Stadt, eine Sackgasse, ein Abstellgleis. Eine Stadt der verlorenen Areale und bizarren Wegverläufe. Bei einer Freundin von mir stößt man direkt nach dem Eingangstor auf eine Mauer; bei einem andern kommt man durch den hinteren Hauseingang auf ein brachliegendes Feld. Die erstere hört die Lautsprecher aus dem Osten, und der letztere sieht die Feldhasen vorbeihoppeln. Aber wie auch immer, schlussendlich ist die Hauptsache doch die „Berliner Luft“, und die Lage: günstig.

Im Sozialzentrum, wo ich Arbeit gefunden habe, beobachtete ich durchs Fenster eine Gruppe Jugendlicher mit Bierflaschen und Transistorradio; prölliger als diese Ecke geht nicht.

Gemeinsam mit ein paar befreundeten Aktivisten haben wir über die Jugendheime hier im Viertel Fuß fassen können. Die Großwohnsiedlung heißt „Märkisches Viertel“ und liegt im Norden der Stadt. Wir schwärmen im Kollektiv aus. Die ausgegrenzten Jugendlichen sind die letzten Proletarier, sehr viel mehr als die Arbeiter. Wer da noch das Gegenteil behauptet, irrt gewaltig: Seit Langem schon hegt die deutsche Arbeiterklasse keine sozialistischen Hoffnungen mehr. Mit Haut und Haaren dem Wirtschaftswunder erlegen, muss sie für hirntot erklärt werden.

Von Baader-Ensslin keinerlei Lebenszeichen, weder über den Anwalt noch über die Bande. Nachdem sie sich lang und breit über diese unglaubliche Flucht und die Fahrlässigkeiten der Justiz ausgelassen hat, scheint die Presse mittlerweile jegliches Interesse verloren zu haben. Die außerparlamentarische Opposition, die in den letzten zwei Jahren den Ton angab, ist sprichwörtlich im Flug explodiert, sie ist nach dem tragischen Attentat auf Rudi Dutschke in tausend Teile zerborsten. Es herrscht irgendwie eine Leere, welche die diffuse Gewalt der neuen Gruppen füllen möchte; das gelingt ihr auch, bis zu einem gewissen Grad. Besondere Umstände rechtfertigen ein bestimmtes Maß an Gewalt, so das Gebot der Stunde. Mit diesem Satz ist alles gesagt, denke ich zumindest.

Man muss dem jugendlichen Lumpenproletariat helfen, sich selbst zu organisieren: die Lehrlinge in den Heimen, die kleinen Gauner, die Ausreißerinnen. In den sozialen Wohnblocks integriert, bemühen wir uns, ihre Bewusstseinsbildung voranzutreiben. Im Augenblick sind wir – noch gemischt mit anderen Kollektiven – damit beschäftigt, verschiedenerlei Kooperativen ins Leben zu rufen, antiautoritäre Erziehungsmethoden zu erdenken, Kindergärten zu konzipieren ... Das nennt sich: die unmittelbare Transformation der sozialen Beziehungen. Soweit unser spannender Tätigkeitsbereich. Davon abgesehen, nimmt uns noch Anderes in Anspruch. Inmitten der

vielen Aktivisten geben wir uns einander zu erkennen: In Andeutungen wird ein bestimmter Zukunftsplan skizziert. Ich bin jetzt 35: das Alter der Vernunft? Mein Alltagsleben kriege ich mit der Hilfe von engen Freunden und meiner jüngeren Schwester auf die Reihe: Sie kümmert sich um die Mädchen, wenn ich zu sehr eingespannt bin. Meine Töchter und sie, das ist mehr oder weniger alles, was mir an Familie bleibt.

„Eine Minderheit will Berlin zu einem Banditennest machen!“, „Kein Geld für langbehaarte Affen!“, „Die Studenten sollten besser an ihr Studium denken: weg mit den Faulpelzen!“ ... *Bild-Zeitung*, *Tagesspiegel* und *Berliner Morgenpost*, in dieser Reihenfolge: nichts als Schund- und Revolverblätter, gerade noch gut genug zur Verstärkung des Mantelfutters im Winter. Die Anti-Jugend-Paranoia wächst, eine Welle der Repression beginnt das Land zu erschüttern. Andreas, Gudrun und Astrid sind wieder zurück, sie haben sich in einem Außenbezirkshotel eingemietet. Nach fünf Monaten Flucht nahezu pleite, sind sie von Sizilien über Österreich bis hierher an einem Stück durchgefahen. Auf die Bitte ihres Anwalts Horst hin nehme ich das Paar einige Tage bei mir in Schöneberg auf. Das Wiedersehen nach langer Zeit: Wir haben uns eine Menge zu erzählen. Die Pariser Revolution ist vorbei, Saint-Germain-des-Prés vegetiert vor sich hin, berichtet Baader. Ich schildere den beiden die Sozialarbeit, die wir hier in den Siedlungen angefangen haben.

Seit zwei Wochen sind sie in meinem Wohnzimmer einquartiert, nach und nach leben sie sich ein. Diese Stadt ist ideal, um wieder Fuß zu fassen. Niemand wird sie bemerken in dem allgemeinen Trubel. Um unerkant zu bleiben, haben die beiden Knallköpfe nichts Besseres gefunden, als sich „Hans und Grete“ zu nennen. Und meine vier Wände wären dann wohl das Zuckerhäuschen?! Wie dem auch sei: Wenn ich oft stundenlang nicht da bin, passen sie auf meine Töchter auf. Im Moment

läuft das ganz gut so. Andreas spielt Dame oder Backgammon, hört meine Platten, Gudrun liest viel, schreibt ihrem Vater und ihren Schwestern. Nachts machen sie beim Ficken Lärm, das stört meinen Schlaf.

Gleich nach meinem Umzug nach Schöneberg hat mir ein befreundeter Aktivist einen Lehrauftrag für Publizistik an der FU verschafft. Die Radioreportagen habe ich fürs Erste auf Eis gelegt. Vorrang hat die Arbeit an einem Filmprojekt: die TV-Verfilmung des vor drei Jahren geschriebenen Stücks *Bambule*, das in einem Fürsorgeheim für Mädchen spielt. Die Regie wird wohl einer meiner Theaterfreunde übernehmen. Ich arbeite an dem Drehbuch wann immer ich Zeit finde, morgens oder in der Nacht. Die darin aufgeworfenen Problematiken sind größtenteils dieselben, denen wir auch in unserer aktuellen Arbeit als Erzieher begegnen. Ich mag diese reinen Frauenwelten, das erinnert mich an meine Jugend und die feministischen Kreise, in die mich meine Adoptivmutter (eine Freundin der Familie, die mich nach Muttis Tod zu sich nahm) eingeführt hat. Zugegeben, wir waren ziemlich rabiat. Damals hätte ich die Arroganz eines Andreas Baader oder das Auftreten eines Horst Mahler keine zwei Minuten ausgehalten: Ich habe mich verändert.

Die diffuse Gewalt, wie sie hier und dort angewendet wird, mehr oder weniger zweckdienlich: damit wird es bald vorbei sein. Sozialaktivismus, „Revolution im Alltag“? Auch sie steht vor dem Aus. Ein gewisser Normalisierungsdiskurs, diverse ehemalige Studentenführer tragen ihres dazu bei. Das vermeintliche „Abflauen“ ist eine pure Journalistenfiktion, ich weiß, wovon ich rede. Schon etwas realistischer dagegen: Die Regierung des neuen Kanzlers Willy Brandt, die Kiesinger ausgestochen hat, lässt sich außerordentliche Vollmachten zusprechen.

— Letztendlich ist dieses Land wie Korea oder Süd-vietnam: eine Besatzungszone, ein Hinterhof des US-Imperialismus, so meine Worte während eines Diskussionsabends mit Baader, Ensslin und Astrid Proll.

— Die deutschen Bürger leben in einer Demokratie, die nur auf dem Papier besteht, und es scheint ihnen sogar recht zu sein, knurrt Andreas. *Modell Deutschland*, dass ich nicht lache!

— .. Null Bock mehr zuzuschauen, wie sich die alten Kriegsdekorierten die guten Posten unter den Nagel reißen! er-eifert sich Gudrun.

— Pst! Seid ruhig! macht Astrid.

Wir halten im Gespräch inne. Aus der Küche der anliegen- den 3-Zimmer-Wohnung hört man die Nachbarn miteinander reden. Man kann in diesem Bau jedes einzelne Wort verneh- men.

Die Wintermonate 69-70 sind sehr kalt, auf den Gehsteigen müssen die Berliner die Schneehaufen umrunden, und die Stadt liegt eingebettet im Kohlegeruch. Wer könnte erahnen, was hinter dieser Postkarte im Gange ist? Wie viele sind wir zu diesem Zeitpunkt ... zwölf bis fünfzehn Personen, in der zu- künftigen, kurz vor ihrer Gründung stehenden Roten Armee Fraktion? Der erste Kreis, rund um den Kern der Sozialarbei- ter des Märkischen Viertels, besteht aus bunt zusammenge- würfelten Leuten, die in der Protestbewegung mehr oder we- niger stark engagiert sind: Da gibt es den militanten Anwalt Horst Mahler und seine Assistentin Monika Berberich, die in unser Lager übergetreten sind, *back in Westberlin* die flüchti- gen Baader, Ensslin und Proll, Jan-Carl Raspe und Marianne Herzog aus der Kommune II (eine der ersten Berliner Kom- munen), Heinrich „Ali“ Jansen, Bundeswehr-Deserteur, Brigitte Asdonk, verdiente Alt-Aktivistin, Petra Schelm, Angestellte in einem Haarsalon, ihr Freund Manfred Grashof, ebenfalls De-



serteur, die Ex-Medizinstudentin Ingrid Schubert, der ehemalige *konkret*-Journalist Peter Homann ... Und ich, Lehrbeauftragte, Redakteurin, bisweilen Drehbuchautorin, und Mutter. Abgesehen von den drei Flüchtigen sind wir alle noch „legal“, wie man so sagt. Vorerst verwenden wir nicht den Ausdruck „Fraktion“, sondern vielmehr „Gruppe“. Beinahe hätte ich vergessen zu erwähnen, dass ich mit Homann etwas laufen habe. Sagen wir: Seit meiner Trennung sind wir uns näher gekommen. Er lebt nicht bei mir, aber wir verbringen ziemlich viel Zeit miteinander. Ein gelegentlicher Liebhaber oder mehr, das wird sich zeigen ...

Horst kümmert sich um die praktischen Dinge: Für „Hans und Grete“, die anfangen, sich bei mir dauerhaft einzurichten, hat er eine Wohnung gefunden. Das ist für alle besser so. Der Mann des Rechts hat Beziehungen, ein gutes Mundwerk und die Justiz am Hals. Wer hielte das für möglich? Wenn man ihn so sieht: Aktentasche, Trenchcoat, biedere Erscheinung ... 68 hat er zehn Monate auf Bewährung bekommen, wegen Mithilfe bei der Blockade des Springergebäudes, außerdem ein vorübergehendes Berufsverbot. Man lastet ihm vor allem an, die Brandstifter von Frankfurt ein bisschen zu gut verteidigt zu haben.

Baader und Ensslin laufen in Kreuzberg ganz offen herum. Diese Gegend ist eines der sichersten Autonomenviertel in Berlin, ein rechtsfreier Raum, Zuflucht für Asoziale und Fahnenflüchtige aller Art. Viele wissen, dass „die Frankfurter“ da sind, aber ein jeder wird die Klappe halten; die meisten von uns haben noch Kontakt zu den Kommunen, die ja von Anfang an Horte der Bewegung waren. In diesen Wohnungen, beziehungsweise oft ganzen Häusern, werden neue Formen des gemeinschaftlichen Lebens experimentiert: Sozialforschung am Objekt, ganz im Sinne Fouriers ... Hier sind die berühmt-berüchtigten Happenings ausgeheckt worden, wie

das Pudding-Attentat auf den amerikanischen Vizepräsidenten, oder das symbolische Zugrabetragen der Justitia im Zentrum von Berlin-Mitte, mit allem Drum und Dran, Sensenmann und Sarg aus Pappe. Und dann sind auch die ersten etwas deftigeren Aktionen hier entsprungen, Eigenbau-Bomben für den Nixon-Besuch, diverse Offensiven mit Sprengsätzen aus Materialien vom Bau oder Jagdgewehren.

Bevor er seine Flamme kennenlernte, lebte Baader in der Kommune I (die sogenannte „K1“) in Moabit, mit Gras-hof, während Raspe in der K2 in Charlottenburg war. Dann wurde Andreas von der K1 ausgeschlossen wegen ideologi-schem Dissens (wahrscheinlich war er zu wild, zu radikal für sie). Noch andere hartgesottene Querdenker stammen da her: Anarchisten der ersten Stunde wie Kunzel und Rai-ner Langhans (Vertreiber von Flugblättern und subversiven Schriften), Georg von Rauch und Baumann, „Bommi“ genannt (die Haschrebellen-Clique, erfahrene Raucher und passionierte Chemie-Lehrlinge). „Hasch, Opium und Heroin für ein schwarzes Westberlin!“ fordern diese Schlauberger. Alle Achtung, was für ein Programm ... Unter vielem Schwachsinn finden sich auch ziemlich originelle Vorschläge. Kurz: Berliner Subkultur vom Feinsten; auch wir gehören irgendwie dazu. Ich nenne diese ganze Fauna abgedrehter Typen unsere „Cousins“. Berlin ist ein Dorf.

— Fünfzehn Mitglieder, das ist schon mal ein guter An-fang, aber noch nicht genug. Wir müssen Revolutionäre aus-bilden, rekrutieren, auch wenn ich das Wort nicht mag, sagt Horst. Wir sind ja nicht bei der Bundeswehr ... Gelächter. Der Anwalt verzieht keine Miene, fährt sich über den kahlen Schä-del.

— Gruppen wie die Tupamaros West-Berlin bestehen teils aus Legalen, teils aus Illegalen, die Münchner Tupamaros ge-

nauso, meint Baader. Für jeden, der in den Untergrund gegangen ist, muss ein Legaler zuständig sein, der für ihn Einkäufe erledigt, Telefongespräche führt etc. Das ist eine gute Vorgehensweise.

Mit einer lässigen Handbewegung entfernt er die Asche, die ihm auf sein makellos weißes Hemd gefallen ist.

— Es versteht sich von selbst, dass die Organisation der politischen Arbeit in Richtung Illegalität gehen muss. Auch wenn das radikal neue Probleme schafft, was die Logistik und anderes betrifft ... Die Periode der soziokulturellen Animation ist zu Ende.

Ich sage das, ohne mit der Wimper zu zucken.

Beim Abendbrot geht das Gespräch weiter.

— Wir müssen außerdem Geld auftreiben, geben Gudrun und Astrid zu bedenken. Wir können nicht ewig die eigenen Leute abzocken.

Die eine groß, feminin, sehr schön; die andere klein, Kurzhaarschnitt, ein eher unvorteilhaftes Äußeres.

— ... Abgesehen davon werden wir Zeit brauchen: Gewisse „terroristische“ Arbeitsweisen und Methoden kann man sich nur praktisch aneignen, sagen Jan-Carl Raspe und Brigitte Asdonk. Waffendepots einrichten, ein konspiratives Netzwerk aufbauen ... Das muss man erst mal lernen, so einfach ist das nicht ...

Ali, Ingrid, Marianne, Peter, Manfred und Petra stimmen zu. Sie halten sich bei Diskussionen meist etwas im Abseits. Reine Hilfskräfte? Wird sich zeigen ... Die Gespräche in meinem Wohnzimmer dauern bis spät in die Nacht hinein. Baader will Vorbereitungen treffen für eine gewaltsame Konfrontation mit dem Staat. Der Typ ist entweder durchgeknallt oder ein Visionär, ich weiß nicht. Ich persönlich möchte, dass diese Welt sich ändert. Schnell, bevor es zu spät ist. Horst Mahler spricht ständig vom Übergang der Theorie zur Praxis, das ist sein Ding. Die Gruppe führt hitzige Diskussionen rund um diese drei Aus-

gangspositionen. Die Stimmung ist zwar ungezwungen heiter, doch in Wahrheit steht schon einiges auf dem Spiel. Beim Aufbau der Kerntruppe wird unsere Strategie das Zusammenspiel von Legalen und Illegalen sein, so zeichnet es sich ab.

Wir sind eine kleine Insel inmitten der Insel Berlin, dieser ausgebluteten einstigen Hauptstadt. Es ist eine Insel der Widerpenstigen, und gleichzeitig das Epizentrum des Kalten Krieges. Ein Ort, wie er prekärer nicht sein könnte: ein Ort wie geschaffen für eine Utopie ... Wir verfügen über unsere eigenen Medien: die Blätter *Agit 883*, *Fizz*, *Schwarze Protokolle*, die marxistische Zeitschrift *Das Argument* (für diejenigen, die etwas nahrhaftere Kost bevorzugen), der lokale Piratensender, der den hervorragenden *Trip of the Week* ausstrahlt (das wöchentliche Anarcho-Editorial), und die linken Verlage, unsere ganz persönliche Reclam-Bibliothek, mit Pannekoeks *Gesammelten Werken*, Maos *Gedichten*, dem *Handbuch des Stadtguerilleros* von Marighella. Letzterer ist eines unserer großen Vorbilder, und vor uns bereits der Tupamaros in Uruguay, die den modernen Guerillakrieg überhaupt erst begründet haben. Die Armee dieser *Unzähligen* soll fünf- bis zehntausend Mitglieder umfassen. Schon klar, Westberlin ist nicht Montevideo, aber es gibt Gemeinsamkeiten ... Was die Revolution angeht, sind jedenfalls *wir* die Dritte Welt der Latinos, das ist es, was ich sagen möchte.

Heute Morgen in der FU, während meiner Lehrveranstaltung im Hörsaal, denke ich an die Diskussion von Anfang der Woche zurück, bei mir zu Hause (das hat sich so eingebürgert).

— Auch wir werden bald *Unzählige* sein, hatte Jan-Carl in träumerischem Tonfall gesagt.

Gudrun hatte einen Klaren in ihren Whisky gekippt und geblödel: Und falls uns Kampfgenossen fehlen, brauchen wir bloß eine Anzeige in der 883 aufgeben!

*Agit 883*, Inbegriff der *free press*, der Name bezieht sich auf die Telefonvorwahl des Rebellenviertels Kreuzberg. Die Auflage dieser per Matrizendrucker vervielfältigten Schrift beläuft sich auf nahezu zehntausend pro Woche: weniger als *konkret* mit seinem Erotik-Sonderteil (sic), weniger als die Springer-Schmierblätter, aber doch nicht zu unterschätzen. Auf dem Titelblatt der Ausgabe, die zwischen Bierflaschen und Mahlzeitresten herumlag, war ein Autonomer abgebildet, der zum Steinwurf auf einen Panzerwagen ausholt, dazu die Parolen „Habt Mut zu kämpfen, habt Mut zu siegen! / Amis raus aus Westberlin!“. Die Stadt, in der wir leben, ist zugleich die freieste und die besetztteste, die es nur geben kann.

— Fräulein Meinhof? Ulrike ... ? Die Stimme einer Studentin reißt mich ziemlich unsanft aus meinen Gedanken. Ich verstehe den Zusammenhang nicht ganz ... Könnten Sie mir erklären, welche Beziehung es zwischen der expressionistischen *Aktion* und der 883 von Kreuzberg gibt?! Ist das Programm der Vorlesung geändert worden?

— Ich habe doch nichts von der 883 gesagt! ... Oder doch?

Die in den ersten Reihen nicken. Belustigtes Raunen in den Rängen.

— Entschuldigen Sie bitte, ich war nicht bei der Sache ...

Ich brauche einige Minuten, bis ich den Faden wiederfinde: Du schnappt langsam über, armes Mädchen ...

März 1970. Seit drei Tagen fällt Regen auf den Schnee, und der Alte, der unten bei mir heiße Röstkastanien verkauft, ist nicht mehr da: Der Frühling kündigt sich an. Außerdem: Die im Untergrundkampf bereits erfahrene Gruppe rund um Holger Meins, Ilse Stachowiack, Ulrich Scholze und Beate Sturm hat

sich uns angeschlossen. Entgegen dem Scherz von Gudrun ist keine Zeitungsannonce notwendig, es läuft alles von ganz allein. Unter den Neuankömmlingen hat vor allem Holger Meins meine Aufmerksamkeit geweckt. Wegen politischer Aktivitäten aus der *dffb* (der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin) ausgeschlossen, hat er höchst interessante Experimentalfilme gedreht. Sein Kurzfilm *Wie baue ich einen Molotow-Cocktail?* ist ein Renner in der Szene. Er ist eher der sensible Typ, ganz anders als Mahler und Baader, deren Handlungen von strategischem Kalkül geleitet werden. Unsere Bande umfasst auch ein paar Einzelpersonen, wie die kleine Irene, die aus einer Erziehungsanstalt direkt zu uns gekommen ist und der ich eine Figur in meinem Stück *Bambule* nachempfunden habe (die Schnittarbeiten des Fernsehspiels haben mittlerweile begonnen). Wir ersparen diesen Leuten die Wechselfälle einer bürgerlichen Spießereixistenz.

Wer denkt, wir hätten die RAF eines schönen Morgens als geschlossene Gruppe ins Leben gerufen, der irrt: Die Fraktion hat sich vielmehr von allein gebildet, durch fortwährende Erweiterung eines lockeren Zusammenschlusses. Zwei, fünf, fünfzehn und bald mehr. Jetzt schon mehr. All das sind Begegnungen, Menschliches – einzigartig. Und bis dato hat es noch niemand geschafft, Begegnungen zu verbieten.

— Studenten, die wegen der Teilnahme an Demonstrationen vor den Richter kommen: Das ist ja wohl das Allerletzte! Der Anwalt Mahler ist aufgebracht. Seine Tätigkeit am Gericht bringt ihn bisweilen außer Fassung.

— Das ist Realpolitik, die Mittelschicht liebt das, gebe ich noch eins drauf.

Horst ist nur auf den ersten Blick eine ruhige und beherrschte Persönlichkeit, er kann ganz schön in Wut geraten. Die Gruppe vergisst oft, dass er der älteste ist und schon ei-

niges erlebt hat, genauso wie ich. Mitte der 60er Jahre hat er Handelsrecht und dicke Honorare in den Wind geschossen, um allerlei junge „Antis“ zu verteidigen: Das verdient Respekt. Er hat das sozialistische Anwaltskollektiv in Westberlin mitbegründet, welches den strafverfolgten Studenten Rechtshilfe leistet. *Last but not least*: Er war es, der die Verteidigung von Beate Klarsfeld übernahm, nach der Ohrfeige, die sie Kanzler Kiesinger hatte zukommen lassen, welche die gesamte rebellische Jugend in helle Begeisterung und die alten Spießer in wutschnaubende Empörung versetzt hatte. Nur Gutes also.

— Was habt ihr denn erwartet? Die Richter, die Staatsanwälte und die anderen: Das sind Schweine mit Verdienstkreuz, das ist, was sie sind! Horst und ich bedenken den Jungspund Andreas mit einem zweiflerischen Blick. Was die Dialektik angeht, ist er noch nicht sehr weit. Dann ein Blick auf Gudrun, die verzückt an seinen Lippen hängt. Die zwei geben ein schönes Paar ab.

Das kann man von mir und meinem gelegentlichen Liebhaber Peter Homann nicht sagen. Gestern habe ich seinen Besuch um elf Uhr abends beendet. Der Herr hat seine Launen, eine Phase politischer Zweifel, mit der ich nur schwer klarkomme. Für Wankelmüt habe ich keine Geduld. Ich persönlich habe diese Phase hinter mir. Die Kombination von Sex und Politik: Das war es schon, was mich und Röhl, meinen Exmann, entzweit hat. Wir haben aufregende Jahre miteinander verbracht, als wir uns gemeinsam für die illegale KPD engagierten, dann kamen die Kinder, die Villa, die wir gekauft haben, die neuen Schickimicki-Freunde. Bäume wachsen nun mal nicht in den Himmel ... Im Grunde ist er eher der mondäne Typ, der sich gerne aufspielt und den Obermacker raushängen lässt. Ab und zu erhalte ich Nachricht von ihm; seine vergötterten Töchter scheint er vergessen zu haben.

Sechs Uhr morgens, jemand hämmert wild gegen meine Tür.

— Ulrike, mach auf! Ulrike, bitte! ...

Schon wieder ein Student, der sein Vorlesungsskript verbummelt hat, ich hätte denen meine Adresse niemals geben dürfen, ich bin einfach zu gutmütig!

Aber nein, es ist Gudruns Gesicht, das im Spion auftaucht.

— Komm rein, was ist los?! ...

— Andreas ist heute Nacht geschnappt worden, in der Stadt, flüstert sie. Er ist auf eine Polizeikontrolle gestoßen ...

— Mit einem gestohlenen Wagen?! Was für ein Idiot! Gehen wir zu Horst, er wird wissen, was zu tun ist.

Zwei Tage später spaziert eine Frau Doktor Meyer ins Gefängnis, eine vermeintliche Freundin der Familie. Es ist Gudrun, die sich, nur notdürftig verkleidet, in die Höhle des Löwen wagt. Zu unbändig war der Wunsch, ihn zu sehen. Keiner kommt leichter durch Schranken als ein Arzt. Der Kontakt ist wiederhergestellt.

In den folgenden Wochen wird Andreas eine außerordentliche Ausführungsgenehmigung zuerkannt. Am 14. Mai soll er mich im Lesesaal des Zentralinstituts für soziale Fragen in Dahlem treffen. Der Anwalt Mahler hat diese Sondergenehmigung mit den Behörden ausgehandelt, die Begründung: eine Arbeit über die Erziehungsanstalten, die wir gemeinsam im Auftrag des linken Wagenbach-Verlags schreiben sollen. Letzterer hat uns tatsächlich einen Pseudo-Vertrag aufgesetzt, doch im Endeffekt ist es vor allem mein Status als Uni-Dozentin, der für die Ernsthaftigkeit des Unternehmens bürgt.

Im Lesesaal halten zwei Vollzugsbedienstete Aufsicht. Für Besucher bleibt der Saal heute geschlossen. Man hört die Fliegen surren. Andreas und ich arbeiten umgeben von Bücherstößen; die Staubkörner tanzen im hereinfliegenden Licht; die Wächter fangen an, sich ziemlich zu langweilen. Einer der bei-



den öffnet das Fenster einen Spalt weit, wegen des Qualms der HB, die wir ohne Unterlass rauchen. Die Standuhr zeigt elf, elf Uhr fünf, zehn, fünfzehn. Jetzt gedämpfte Geräusche vom Eingang her ... Drei Frauen im Studentenlook stürmen in den Saal und feuern los. Schreie, umstürzende Stühle, in Deckung gehende Wärter; Andreas stürmt zum Fenster, ich springe auf; einen Augenblick lang zögere ich, dann folge ich ihm durchs Fenster. Als die zwei Beamten unsere Verfolgung aufnehmen, sind wir fünf schon quer durch den Park und bei den Autos, welche mit Vollgas losfahren.

Sowas nennt man: sich der Herausforderung stellen, die Situation meistern! Die RAF-Mädchen haben Mut bewiesen, keine Frage. In dem Moment, als ich mit Baader durchs Fenster sprang, habe ich für den Bruchteil einer Sekunde überlegt, dann habe ich mich losgerissen, den Sprung gewagt. Egal, was morgen sein wird, was zählt, ist genau dieser Moment: Ich bin ins Ungewisse gesprungen. Nun, ich sollte wohl hinzufügen, dass ich zuerst bei der Aktion gar nicht mitmachen wollte, doch die Richter, die sich auf diese Weise abzusichern glaubten, bestanden auf meine Anwesenheit ... Wer hätte sich von der berühmten Ulrike Meinhof – eine notorische Aufwieglerin, gewiss, jedoch auch Mutter von zwei Töchtern – einen so extremen Schritt erwartet? Dass ein „Star“ wie ich seine Zukunft aufs Spiel setzen würde für die Befreiung eines Gauners? Und doch, genau das habe ich gemacht. Ich habe über mein Schicksal entschieden. Schon vor Monaten trat ich für „das Verlassen der Defensivposition“ ein, es war bereits absehbar...

Seit Baaders Flucht sind wir alle abgetaucht, das Dilettantendasein ist zu Ende. Presse und Fernsehen sprechen von uns; meine Angehörigen und Freunde machen sich sicher Sorgen, ich werde mich bei ihnen melden. Es ist offiziell, auf meinen Kopf sind zehntausend Mark ausgesetzt. Obwohl nicht ich diejenige war, die den Bibliothekar, welcher eingreifen wollte, verletzt habe, werde ich dafür verantwortlich gemacht; ich gelte

nämlich als einer der „Köpfe“ der Organisation. Eigentlich ganz schmeichelhaft ... Was Andreas Bernd Baader betrifft, so ist sein Name in aller Munde, seine Biographie schmückt die Titelblätter in den Zeitungen: die unglückliche Kindheit in München, die Künstler-Bohème im Umkreis Fassbinders, die Tochter, die er mit einer älteren Frau hat, dann das Kommunenleben in Berlin, Gudrun und der Kaufhausbrand in Frankfurt. Dieser ganze Medienrummel scheint ihm ungemein Spaß zu machen, genau wie vor Gericht. Horst und ich haben versucht, ihn auf den Boden zurückzuholen, aber er hat uns abblitzen lassen. Der Junge ist unberechenbar. Im Übrigen wird unsere Gruppe von den einen kritisiert, von den anderen hochgejubelt: Die RAF ist geboren.

Eins muss klargestellt werden: Wir haben unseren Genossen nicht wegen seines guten Aussehens befreit; es war eine politische Entscheidung, ein Signal, das wir an die Linke gesendet haben. Wir rufen die kommunistischen Kräfte im Land, den „potentiell revolutionären Teil des Volkes“ auf, sich in die Bresche zu stürzen. Ist dieser Akt eine forcierte Geburt? Zu spät, darüber nachzugrübeln. *Die Rote Armee aufbauen*, unser Manifest, erscheint in der *Agit 883*; es ist ein kurzer Text, ein paar Spalten nur. Zwischen satirischen Comics und gezielt eingesetzten Pressebildern sagen wir, dass es darum geht, den Klassenkampf anzukurbeln, das Proletariat zu organisieren, die Widerstandsarmee aufzubauen. Der „potentiell revolutionäre Teil des Volkes“ ist eine etwas rhetorische Formulierung: Der Marxismus-Leninismus wird sich in der Folge als ein Stolperstein erweisen, uns noch so manche Probleme bereiten. Der Text ist zum Großteil von Gudrun verfasst worden, und ich bin nicht mit allem einverstanden. Aber gut, die Gruppe musste mit einer Stimme sprechen. Drücken wir's mal so aus: Unser „revolutionäres Subjekt“ ist im Aufbau begriffen, das „Volk“ muss erst noch geschaffen werden.

Baader ist kein Taugenichts, wie oft behauptet wird, obwohl es stimmt, dass er kuriose Einfälle hat: Die Spritzfahrt im Chevrolet, die damit endete, dass er sich einer Polizeistreife gegenüber wiederfand, war wohl eine Schnapsidee.

— Okay, da habe ich Mist gebaut, gibt er zu.

— Das kann man laut sagen. Nächstes Mal überlegst du dir sowas vorher ...

— Nichtsdestotrotz bin ich der Meinung, dass auch ein Marxist das Recht hat, gerne Luxusschlitten zu fahren. Die RAF braucht doch gute Wagen, oder nicht?

— Hör auf damit, vom Thema abzulenken. Es reicht jetzt! bellt ihn Horst an.

Andreas wirft dem Anwalt und mir einen finsternen Blick zu; Jan-Carl Raspe und Holger Meins sagen kein Wort; mein Lover, Peter Homann, der den Exzentriker nicht ausstehen kann, grinst hämisch. Bombenstimmung.

Gudrun versucht, die erhitzten Gemüter zu besänftigen:

— Ich meine, wir sollten alle mal wieder etwas runterkommen.

Sie hat Recht, es ist besser, wir belassen es dabei. Außerdem muss man eingestehen, dass Andreas Fortschritte macht. Er bemüht sich, seine Ausbrüche in den Griff zu kriegen und seinen Intellekt durch gute Literatur zu bereichern: der Philosoph Marcuse, der Mathematiker Gödel und andere. Er entwickelt sich. Sagen wir, es ist dies seine zweite Resozialisierungsphase, nach dem Erzieherjob im Jugendheim Staffenberg. Übrigens tut jeder sein Bestes. Homann und ich versuchen, die bröckelnde Beziehung zu kitten. Die Lage hat sich verändert seit ich im Untergrund bin, wir haben einen gesunden Abstand zueinander gefunden. Es sei denn, er hat es auf eine andere abgesehen, Ilse oder Brigitte vielleicht? Monika, die Rechtsanwaltsassistentin, oder das kleine Miststück Astrid Proll? Geschmackssache. Ich persönlich, an seiner Stelle ...

Juni 70. Von gut informierten deutschen „Studenten“ erfahren wir eine Neuigkeit, die keinen von uns kalt lässt: Eine Palästinensergruppe scheint bereit, uns bei sich aufzunehmen, so wie wir es wünschten. Eine kurze Ausbildung kann uns nur gut tun. Und eine Luftveränderung ebenso. Während meiner Abwesenheit werden meine Töchter einer Kommune in Italien anvertraut, ein paar zuverlässige Freunde leben dort mit ihren Familien. Die einzige Lösung. Seit ich in den Fahndungslisten stehe, befinden de facto auch sie sich auf der Flucht.

Mit gefälschten Pässen reisen wir über Ostberlin aus; komische Ferien. Die Rebellen gliedern uns in eines ihrer Camps ein, mitten in der jordanischen Wüste. Man behandelt uns wie die einheimischen Kämpfer, sprich: wie Dreck. Keine Gnade. Wir machen beinharte Trainingseinheiten durch, lernen, mit schweren Waffen umzugehen, üben den Nahkampf. Trotz all dem, was uns im Laufe der Tage zusammenschweißen könnte, ja eigentlich müsste, werden wir mit den Arabern nicht warm. Große Unstimmigkeit bezüglich der von ihnen eingesetzten Napalm-Molotowcocktails. Ganz zu schweigen vom Zusammenleben zwischen Männern und Frauen. Schwierig. Schließlich werden wir von den Fedajins dazu verdonnert, ein Wasserreservoir und Hühnerställe zu bauen. Wir kehren früher als geplant zurück. Nach sieben Wochen. Es gab Positives und Negatives. Wir haben vor allem viel über uns selbst gelernt.

Dahlem, eine ruhige Gegend im Süden der Stadt, ein paar Tage nach unserer Rückkehr. Das Treffen findet in einer großen Wohnung mit Blick auf die Gewächshäuser des Botanischen Gartens statt, bei Marianne, der Gefährtin von Jan-Carl. Wir ziehen die Bilanz unseres „Praktikums“ bei den Palästinensern. Peter Homann wird in die Mangel genommen.

— In der Gruppe sein heißt, sich dem Kampfprozess zu verschreiben, Peter ... Einige von uns denken, dass du uns ausbremsst.

Blass im Gesicht, wirft mir mein Liebhaber einen feindlichen Blick zu:

— Na, was passt euch denn nicht, sagt schon, ihr, die ihr ja so schlau seid! ... Kann mir jemand erklären, was hier abläuft?!

— Wir finden, dass du herumzögerst, dass du nicht wirklich zur Sache stehst, sagt Gudrun. Es geht nicht nur um die Streitereien, die wir diesen Sommer in Jordanien hatten ...

— Allerdings soll sich jeder frei fühlen und hat, mhh ... das Recht auf einen ... innerlichen Rückzug, versucht sich zaghaft Holger, der Filmemacher.

— Gut, in Ordnung: Ja, ich habe Vorbehalte, was manche unserer Aktionen betrifft, aber jeder hat doch seinen eigenen Charakter, oder nicht? setzt Homann entgegen. Würde ich anders denken, wäre ich heute Abend nicht zu eurem Stelldichein gekommen!

— Bilde dir bloß keine Intrige gegen dich ein, Peter, wir haben einfach zu lange gewartet, bis wir das aufs Tapet bringen ... Deine Mitarbeit ist problematisch, du bremsst uns zu sehr. Ich glaube, unsere Vorgehensweise liegt dir nicht.

— Alles klar, ich habe verstanden. Es geht um mich bei diesem Treffen ... Ihr seid schlimmer als die Faschisten! Das habe ich schon in Jordanien gedacht! Tschau, ich zieh' Leine!

— Die Gruppe akzeptiert deinen Entschluss, natürlich, falls du einverstanden bist, doziert Horst.

— Fahren Sie zur Hölle, Herr Anwalt! Und du genauso, Andreas! Fahrt alle zur Hölle!

Kein einziger Blick für mich. Er hat die Tür zugeknallt und poltert die Treppe hinunter. Holger sieht mich starr an, mir ist hundeelend zumute; ich laufe raus, meinem Geliebten hinterher. Auf der Straße hole ich ihn ein.

— Peter, verwechseln wir doch nicht unsere Geschichte mit der der Gruppe, ja?! Wir können vielleicht für uns einen Weg finden ... ?

— Verdammt, Ulrike! Diese Gruppe ist dein ganzes Leben, sie zählt schon lange mehr als ich ...

Er hat das ohne Aggressivität gesagt, eher gekränkt. Mit hängenden Armen stehe ich da und schaue zu, wie er fortgeht. Es ist grausam, ich bin grausam. Aber wir dürfen uns nicht erlauben, von persönlichen Anliegen geschwächt zu werden. Peters Zukunft steht leider schon jetzt fest: einsam in irgendeinem Zimmer oder Kellerraum. Er hat sich vom Kollektiv getrennt, doch seine Visage wird deshalb nicht von den Fahndungsblättern verschwinden.

Dieser Sommer endet eindeutig beschissen. Mein intriganter Exmann hat es geschafft: Die Zwillinge sind wieder bei ihm. Während ich in Jordanien war, ist es ihm gelungen, sie ausfindig zu machen, und er hat einen seiner Handlanger nach Italien geschickt, um sie zu holen. Ich habe es gerade von meiner Schwester erfahren, und bin völlig fertig. Horst schäumt vor Wut, aber seine Rechtsbücher kann er da noch so lange wälzen, das Gesetz wird niemals auf meiner Seite sein. Auch jetzt keine Zeit für Selbstmitleid – es gibt Dringenderes.

Seit ein paar Wochen beobachten wir ein paar Bankfilialen, denen wir gerne einen Besuch abstatten möchten, getreu den Anleitungen in Marighellas *Handbuch*, nach allen Regeln der Kunst. Der Zeitpunkt ist gekommen. Ich treffe Gudrun am üblichen Ort.

— Die Jungs sind dabei, die Nummernschilder der Autos unkenntlich zu machen. Morgen Vormittag ist es soweit, sagt sie.

— Meine Truppe ist bereit, antworte ich. Wir sind es seit vorgestern, wir haben das ganze Szenario mehrfach durchgespielt.

Mich friert, es zieht hier an jeder Ecke. Aber es ist ein abgelegener Ort, gut versteckt hinter den Start- und Landebahnen des Flughafens Tempelhof.

— Ich habe von der Entführung deiner Mädchen erfahren. Es tut mir leid, fügt sie hinzu.

Im Lärm einer zur Landung ansetzenden Maschine schließen wir uns fest in die Arme und gehen dann ohne viele Worte auseinander.

Wir haben drei Überfälle simultan gemacht: ich mit Manfred, Petra und Ali in der Altonaer Straße, zwei andere Gruppen am Südwestkorso. Das Timing war perfekt, alles lief wie am Schnürchen. Bevor die Bullen angetanzt kamen, war die Beute schon im Sack. Im Ganzen zweihundertzwanzigtausend Mark netto. Wir knabbern ein bisschen an den Dividenden des Wirtschaftswunders, aber man muss das Geld eben holen, wo es ist. Was uns vor Kurzem noch Angst machte ... Wie im Flug meistern wir jetzt eine Etappe nach der andern, auf dem Weg hin zu „versierten Terroristen“ ... Die Presse spart nicht mit Berichten, die *Bild-Zeitung* stellt uns als Anarchisten vor, was nicht ganz exakt ist: Wir sind Marxisten-Leninisten, verehrte Herren Journalisten, und auch da gibt es noch ein paar feine Unterschiede zu vermerken. Im Zuge der Diskussionen und der verfassten Texte hat sich nämlich unser ideologisches Spektrum herauskristallisiert: es reicht von Blanqui zu Pannekoek, und schließt Luxemburg und Liebknecht mit ein. Wir bewundern den Franzosen für seine Theorie des proletarischen Putsches, den Holländer für seinen radikalen Rätekommunismus, und die zwei Spartakisten dafür, dass sie den revolutionären Sozialismus in diesem Land ins Leben gerufen haben.

„Nahezu vier Millionen Deutsche lesen täglich die *Bild-Zeitung*“, prahlt der Pressemagnat Springer. Vor drei, vier Jahren haben sich seine Blätter die Studentenbewegung zur Zielscheibe erkoren, und damit den herkömmlichen Themenbereich der Klatschmeldungen und der reißerischen Schlagzeilen erweitern können. Das muss mit dem berühmten Stones-Konzert in Westend begonnen haben, wo „alles kurz und klein geschlagen worden war“, zum Entsetzen der braven Normalbürger. Ein Seitenhieb hier, ein anderer dort, jeder Vorfall wird ausgeschlachtet ... Die Hetze gewinnt von Tag zu Tag an Niedertracht. Die Standpunkte im rechten Lager haben sich verhärtet. Das Attentat gegen den „roten Rudi“, den Wortführer der Studentenbewegung, war von einem Fanatiker verübt worden, es hatte jedoch keinen wirklich überrascht. Die jungen Leute haben es nicht vergessen und behalten Axel Springer im Visier. Die Presse ist ein einziges Unterdrückungsorgan, dem der Staat einen Teil des Gewaltmonopols übertragen hat. Die Massenmedien sind eine Begleiterscheinung des kapitalistischen Vormarschs in Westeuropa; die Neue Linke, der SDS und die Kritische Universität sagen das seit gut einem Jahrzehnt.

Die Repression nimmt zu, und der Großteil der Bevölkerung billigt sie. Die Gerichtssäle werden mit Aktivisten vollgestopft, und der Staat entwickelt sich mehr und mehr zu einem menschenfressenden Ungetüm. Unsere Gruppe handelt. Der „gemäßigte Flügel“ der APO führt Endlos-Debatten über die Zweckmäßigkeit der Guerilla, und dabei ist es schon zu spät. Ein Teil von uns vermisst die Sozialarbeit in den ärmeren Wohnvierteln, aber es ist nun mal so: Wir haben mit der legalen Bewegung abgeschlossen. Diese Periode ist zu Ende, ganz klar. Bis zu diesem Zeitpunkt haben wir uns innerhalb einer gewissen Grenze der Gewalt aufgehalten, aber das ist nun vorbei. Erst in dem Moment, wo wir als kämpfende Widerstandsgruppe „Wir“ sagen können, werden aus uns echte politische Ak-



teure. Die Banküberfälle, das Trainingslager in Jordanien, und vorher schon die Befreiung Baaders: Wir sind an einem Punkt angelangt, von dem es kein Zurück mehr gibt. Wir haben uns auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Während des Überfalls haben meine Hände gezittert, man konnte es sehen, das macht mir zu schaffen. So etwas darf nicht wieder vorkommen, ich muss besser werden.

Der auf meinem Stück aufbauende Fernsehfilm ist aus dem Programm genommen worden. Da kann man nichts machen ... Schade, allein schon für das Filmteam und diese duften jungen Frauen aus den Heimen. Dabei ist die Thematik von aktueller Bedeutung: Es handelt sich um eine Stellungnahme gegen das Einsperren, vor dem Hintergrund tiefer Mädchenfreundschaften. Schwer genug, sowas unter normalen Umständen zu verteidigen, aber jetzt noch mit meinem Namen im Nachspann ... Tot und begraben, *Bambule*. Was mir bleibt, ist die Freundschaft mit Irene, 17 Jahre, eine der Pseudo-Studentinnen aus dem Dahlemer Zentralinstitut für soziale Fragen. Das Leben geht bisweilen eigenartige Wege. Fernsehen, Rundfunk, Publizistik-Seminare und anderlei sozialer Klimbim: Ich ziehe einen Strich darunter. Mit dem Sprung in den Untergrund habe ich einen ganzen Teil meines Lebens, ja, einen Teil von mir selbst gelöscht. Es ist mir, als könnte ich mich kaum noch daran erinnern. Meine Töchter sind alles, was mir von meiner Vergangenheit bleibt. Mit der Ponyfrisur ist es auch vorbei; ich habe meine Haare blond gefärbt, dunkle Brille und Mütze dazu, und das Bild ist komplett. So fühle ich mich etwas sicherer. Jeder von uns hat sein Erscheinungsbild verändert, der absolute Knüller: der Anwalt Mahler mit Perücke und Sakko, exakt der Typus des öden Bürohengst-Spießers. Zum Schießen.

Die Regierung legt in ihrer Gegenoffensive einen Zahn zu. In einer Woche sind hunderte Hausdurchsuchungen durchgeführt worden, in verschiedenen Städten, und unsere Porträts flimmern ohne Unterlass über die Mattscheibe; eine gesammelte Suchmeldung zirkuliert in der gesamten Bundesrepublik. Die Entscheidung, die ich getroffen habe, stößt bei meinen Angehörigen, denen ich regelmäßig ein Lebenszeichen von mir gebe, auf Unverständnis. Das Aussortieren fällt mir nicht schwer: da gibt's die, die mich unterstützen, und die anderen.

Entgegen aller Erwartungen ist sie doch eingetroffen: die Amnestie. Drei Silben, die irgendwie merkwürdig klingen im gegenwärtigen Klima. Straferlass auf alle Delikte – ich spreche selbstverständlich von denen im Zusammenhang mit den Studentendemos vor 1970. Ein schließlich eingelöstes Wahlversprechen der Sozialdemokraten: tausende Akten werden begraben. Das ist die typische fiese Aktion, der gemeine Betrug der Linken (und ich sage das, so oft man's hören will); Mahler ärgert sich schwarz darüber (obwohl er davon profitiert); Baader ist es schnuppe, ein müdes Schulterzucken ist seine ganze Reaktion (seine Politik der verbrannten Erde, klassisch). Die beiden waren mal eng befreundet, aber mittlerweile gibt es so einiges, was sie trennt. Noch dazu hat die Presse angefangen, Andreas als unseren Chef zu präsentieren, was Horst ungemein wurmt. Und dann wirft Gudrun dem Anwalt vor, sich für ihren Lover nicht genug eingesetzt zu haben nach dessen Festnahme im Chevrolet. Es stimmt, dass Horst seit Baaders Befreiung komisch ist, schwer zu durchschauen ... Kurz: Es herrscht nicht immer eitel Sonnenschein, aber ich versuche, die ganze Truppe zusammenzuhalten. Wenn wir's nicht schaffen, die persönlichen Konflikte zu überwinden, bringt alles nichts.

Ein paar Wochen haben ausgereicht. Die Bewegung der „Antis“ und anderlei Querdenker, oder was davon übrig war, bricht in sich selbst zusammen. Der „Gnadenerlass“ ist ein Aderlass, ein echter Schlag in die Eingeweide, er untergräbt,

was seit 66 aufgebaut worden ist; alle scheinen den Schwanz einzuziehen ... Das neue Kanzleramt hat ganze Arbeit geleistet. Für uns gilt: Wir lassen uns nicht in den Rahmen dieser vorgeschriebenen Legalität zwingen.

Moabit, die alten Fabriken zwischen Tiergarten und Spandaukanal. Versteckte Treppen führen über Umwege zum Treffpunkt. Es ist ein Keller, der uns als Lager dient: Waffen, Munition, ein Sendegerät, Kisten mit Kleidung. Der Raum gehört dem Cousin eines Sympathisanten.

— Angst verbreiten, genau das wollen sie doch! Wir müssen das den Leuten klarmachen, vor allem den Jüngeren ... He, Andreas, hörst du mir überhaupt zu?! ...

— Du sagst mir das schon zum dritten Mal, Ulrike. Lass uns reingeh'n, bevor man uns hier noch aufspürt. Du sprichst zu laut.

Baader hat Format bekommen, kein Zweifel, und das liegt nicht nur an dem Bart, den er sich wachsen lässt.

Wir treten in den Kellerraum, alle sind schon da, in dem Lichtstrahl, der schräg durch die Kohlenluke einfällt.

— Mittlerweile stehen wir links alleine da, oder so gut wie. Das kann man auch als Chance betrachten. Holger Meins' Worte eröffnen die Diskussion.

Anwesend sind etwa zehn aktive Mitglieder und genauso viele Sympathisanten, von denen sich manche noch vor Kurzem bereit fühlten, uns in den Untergrund zu folgen. Aber dann ging die Suchmeldung raus mit diesen düsteren Fahndungsfotos ... Jetzt schwankt die Stimmung. Jemand hört etwas und macht hastig „Scht!!“, dann vernimmt man Schritte, die sich entfernen. Kinder und ihr gegen Garagentore prallender Fußball.

— Wir sind wie Einäugige in einem Reich, wo Dunkelheit herrscht ... Andreas scheint von der Muse geküsst wor-

den zu sein. Stellt euch vor, die Leute um uns herum sind blind oder narkotisiert. Was uns zugutekommt in diesem verfluchten Chaos: die Kraft unserer Überzeugung, der Wille, alles zu ändern. Das ist wie eine kleine Musik, eine Melodie, die uns den Weg weist; es liegt an jedem selbst, darauf zu hören ... Wenn ihr euch dann verirrt, kann ich auch nicht helfen! endet er brüsk.

— Euer Netzwerk und die Kontakte, über die ihr verfügt, sind lebensnotwendig für uns. Gudrun hat das Wort ergriffen und wendet sich an die Sympathisanten. Ohne das wird die bewaffnete Fraktion nie groß werden. Entscheidend ist, was in den nächsten Wochen geschieht: Entweder wir überleben oder wir versinken ins Nichts, so denke ich zumindest ...

— Jeder soll seinen Job genauso wie bisher weitermachen, unsere Vorgangsweise hat sich bewährt, sage ich meinerseits. Bleiben wir zuversichtlich. Wenn wir jetzt zurückschrecken, haben sie uns genau da, wo sie uns haben wollen. Die Strategie unserer Gegner liegt nur allzu klar auf der Hand.

Wieder mal bin ich es, die die Gemüter beruhigt, während Andreas sich in poetischen Prophezeiungen ergeht und Gudrun abschweift. Wir müssen einen klaren Kopf bewahren; die Manipulation und der ganze Psycho-Scheiß dürfen uns nicht irremachen. Unsere Gesichter im Dämmerlicht sind fahl, ich frage mich, wie wir wohl auf die Sympathisanten wirken mögen: wie Vogelfreie, deren Kopf schon auf dem Richtblock liegt? Oder wie zukünftige Helden des Proletariats? Ein Teil von ihnen wird einen Rückzieher machen, die anderen werden bei der Stange bleiben.

— Meinem Gefühl nach, fifty-fifty, so die Prognose von Jan-Carl nach Auflösung der Gruppe.

— Hätte übrigens Horst nicht auch kommen sollen?! die Frage hat Andreas in den Raum geworfen. Ob er es etwa vergessen hat? Ich sollte ihm vielleicht ein Notizbuch schenken ...

Dann lacht er laut. Holger und ich sind befremdet. Er weiß doch nur zu gut, was los ist: Der Anwalt meidet uns. Eine traurige Tatsache.

Herbst 1970. Die Tage werden kürzer und die Stadt versinkt in einem Nebel, den hier und dort der Schein der Straßen- und Neonlampen durchbricht. Letztes Aufleuchten eines nicht enden wollenden Jahrzehnts oder erste Anzeichen für eine Wende? Schwer zu sagen. Viele haben das Gefühl, dass ein Umbruch bevorsteht, obwohl es stimmt, dass die Amerikaner immer noch in Vietnam sind.

Zur Zeit sind wir stark mit logistischen Fragen beschäftigt. Es fehlt an so vielem: Wohnungen, Waffen, Autos, falsche Papiere. Während einige sich durch spektakuläre Aktionen hervortun, bleiben wir im Hintergrund. Die Bezeichnung „Rote Armee Fraktion“ ist für die Öffentlichkeit noch nicht wirklich ein Begriff, allenfalls ein paar einzelne Namen zirkulieren in den Medien. Im Blickfeld stehen andere: Bommi & Kunzel vom „Blues“-Kollektiv (die Ex-Haschrebellen, in neuer Formation und mit neuem Namen), die Tupamaros West-Berlin (oder „Stadtindianer“, wie sie sagen), außerdem ein paar radikalisierte Splittergruppen, die aus den Kommunen oder den Aktionskomitees hervorgegangen sind. Sie sollen ruhig weitermachen, das lenkt von uns ab.

Es gilt, den bewaffneten Volksaufstand zu organisieren, mit allem, was dazugehört, so das Postulat des Latino-Rebellen Marighella. Sein *Handbuch des Stadtguerillero* ist unsere Bibel. Die von Debray und Guevara vertretene *Fokustheorie* der revolutionären Kampfzentren auf dem Land ist dadurch ins Hintertreffen geraten. Die brasilianische Befreiungsarmee eröffnet neue Horizonte. Seit 68 gibt sie mit ihren Überfällen und *Gringo*-Entführungen den Ton an: schnelles Agieren, unverzügliches Verschwinden.

Anfang Oktober haben wir Zuwachs bekommen, unter anderem Peter-Jürgen Boock, der von der Hausbesetzerzene in Holland zu uns gestoßen ist, und „Kalle“ Ruhland, ein Mechaniker. In einer Wohnung in Zehlendorf haben wir eine Werkstatt eingerichtet, wo wir falsche Papiere herstellen. Das Haus steht quasi leer, außer einer schwerhörigen Großmutter im Erdgeschoss. Jetzt geht es in erster Linie um die Beschaffung von Waffen. Die Gruppe beauftragt uns – mich, „Ali“ Jansen (einer meiner jungen Überfall-Assistenten) und Kalle Ruhland (der Mechaniker) – mit der Beobachtung einer Kaserne plus angegliedertem Waffenarsenal, in Niedersachsen. Wie bei den Überfällen werde ich die Leitung übernehmen. Ich empfinde das Bedürfnis, mich noch mehr zu beweisen. Wir verlassen Berlin.

Um das restliche Staatsgebiet zu erreichen, muss man nach Verlassen der Stadt eine Autobahn nehmen, die wie ein Korridor über zweihundert Kilometer durch den Osten führt; dann gelangt man in die sogenannte „freie“ Zone – wenn man das so nennen will: Im Vergleich zur ehemaligen Hauptstadt liegt das ganze Land im Dauerschlaf. Die Tage wiederholen sich: Wir schwärmen in einem hundert Kilometer breiten Sektor aus, inmitten der ödesten BRD-Pampa.

Das anvisierte Waffendepot liegt in Soltau, einem kleinen Ort, wo wir des Nachts herumstreunen. Diese Erkundungsfahrten dienen auch dazu, neue Verstecke ausfindig zu machen für Kampfgenossen oder Ausrüstung. Sobald es irgendwie möglich ist, nutze ich die Gelegenheit, um Besuche abzustatten. Die alten Freunde empfangen mich mit offenen Armen, etwas befremdet über mein neuestes Erscheinungsbild (burschikose Bobfrisur). Auf den Überschwang der Wiedersehensfreude und die Festessen folgen gewöhnlich ernste Gespräche über meine Zukunft. Es werden auch Späße gemacht, so dramatisch ist das alles auch wieder nicht. Man belustigt sich über meine „Berühmtheit“, die andauern zu wollen scheint. Gestärkt und

ermutigt fahre ich wieder ab, ausgestattet mit Kleidung und Adressen von „sicheren Freunden“, mit Bargeld und Medikamenten. So muss es damals in den Anti-Hitler-Kreisen gewesen sein, denke ich bewegt. Mein alter Freund, der Uni-Professor Peter Brückner, einer der wenigen, die in der Zeit der scharfen Artikel bei *konkret* auf meiner Seite standen, hat mir einen Zweitschlüssel zu seiner Wohnung anvertraut. Ein befreundeter Pfarrer hat dreitausend Mark von seinem Sparkonto abgehoben. Und was mich wohl am meisten berührt hat: meine beste Schulfreundin, Lilli Holtkamp, die mir ihr Halskettenmedaillon als Glücksbringer geschenkt hat.

Ich miete einen Bungalow in Polle, einem Campingdorf südlich von Hannover, genau in der Mitte unserer Stützpunkte gelegen; zu dieser Jahreszeit dürften nicht mehr allzu viele Badegäste kommen, wir werden ungestört sein. Sobald wir unseren Aktionsplan auf die Beine gestellt haben, wird der Rest der Gruppe von Westberlin zu uns stoßen. Auf einem Briefbogen der Universität hat mir der Professor Brückner einen Forschungsauftrag bescheinigt, und zwar sind wir eine Gruppe Studenten, die eine Feldstudie durchführen, für den Fall ... Der geplante Bruch gestaltet sich schwierig: Die Kaserne Soltau wird streng bewacht, es gibt kaum Schwachstellen. Wir halten Ausschau nach eventuellen Ausweichmöglichkeiten in der Gegend. Damit die Zeit schneller vergeht, während wir so die Lage peilen, lasse ich mir von Ali und Kalle beibringen, wie man Autos knackt. Ein Bankraub erfordert Inspiration, ja sogar schauspielerisches Talent, ein Autodiebstahl hingegen ist eine bodenständige Angelegenheit, ehrenwertes Handwerk sozusagen. Eisendraht oder Haken ins Türschloss, öffnen, sich reinsetzen, mit den zuvor durchgeschnittenen Kabeln den Kontakt herstellen und, wenn's denn sein soll: Wrumm!

Ein Großalarm durchbricht unsere Alltagsroutine. Ein Teil der Berliner Gruppe – von manchen Horst & Co genannt –, nämlich der Anwalt Mahler, seine Assistentin Monika Berberich, Brigitte Asdonk, die kleine Irene und Ingrid Schubert, haben sich wie die letzten Dilettanten in ihrem Unterschlupf in der Knesebeckstraße hochnehmen lassen. Ali hat Horsts Gesicht auf dem Titelblatt einer Zeitung entdeckt, an der Tankstelle, wo wir heute Morgen waren; ausnahmsweise haben wir alle Boulevardblätter gekauft. Die Zeitungsheinis lassen sich genüsslich über die „Mahler-Mädchen“, die „Amazonen des Winkeladvokaten“ aus, in aller Länge und Breite. Am Nachmittag gelingt es mir, die anderen telefonisch zu erreichen: Baader-Ensslin sind nervlich sehr angespannt.

– Andreas, verflucht, wie konnte das nur passieren?! frage ich.

– Weiß man noch nicht recht. Wir denken, dass sie verpiffen worden sind, antwortet er. Wie dem auch sei, sie waren nicht vorsichtig genug ...

Dass gerade er das sagt, finde ich etwas dreist, aber ich entgegne nichts darauf.

– Es kann gut sein, dass ihr Haus schon seit Wochen unter Beobachtung stand, sagt Gudrun neben ihm.

– Der Anwalt hat ein starkes Mundwerk, aber das ist auch schon alles ... Die Bullen in Zivil, die riecht man normalerweise schon von Weitem, wenn man auf der Flucht ist, das ist wie ein sechster Sinn, schließt Andreas in schneidendem Tonfall.

– Wir schulden Horst eine Menge, und du weißt das, also halt die Klappe. Jedenfalls ist er zuverlässig, er wird nicht reden. Und was das Weitere betrifft ... abwarten, erwidere ich.

Keine Telefonmünzen mehr, das Gespräch wird unterbrochen. Ich verbringe den Abend mit Ali und Kalle im Bungalow, wir gehen das Szenario einer eventuellen Festnahme durch. Man muss mit allem rechnen. Klar ist, dass Horst sich in letz-



ter Zeit zwiespältig verhalten hatte – und das nicht allein wegen Baaders Aufstieg. Nachdem er überall mit dabei gewesen war, schien er auf einmal kalte Füße zu bekommen. Es war eine Schnapsidee gewesen, sich mit seinen Leuten in dem Stützpunkt nahe Bahnhof-Zoo abzuschotten (mittlerweile finde ich das ja irgendwie symptomatisch). Mir tut es Leid für Irene, meine *Bambule*-Heldin, die sich erneut hinter Gittern wiederfindet. Ich hege ihr gegenüber mütterliche Gefühle, eine große Zärtlichkeit.

Mitten im Grau der deutschen Provinzlandschaft das Blaulicht der Einsatzwagen.

- Ihr Name ist Sabine Marckwort, ja?
- Genau, Herr Polizist.

Die Beamten mustern unsere Visagen und den Wagen mit misstrauischen Blicken. Ali und Kalle sind allerdings absolut glaubwürdig in ihrer Rolle als zurückgebliebene Beatniks.

– In Ordnung, junge Herrschaften, Sie können weiterfahren. Und immer Vorsicht am Steuer!

Im Schrittempo fahren wir an, bleich wie Alka-Seltzer. Die Ausweise, die von Sympathisanten bereitgestellt und von uns retuschiert wurden, retten uns ein weiteres Mal die Haut. Gleiches gilt für die gefälschten Nummernschilder. Die Tage vergehen, und wir finden uns wohl oder übel ab mit der Tatsache, dass die Mahler-Gruppe geschnappt wurde. Es ist besser, keinen Blick mehr in die Zeitungen zu werfen: nichts als Gelaber. Abgesehen von unseren – bislang erfolglosen – Bemühungen, Waffen zu beschaffen, üben wir uns täglich im Schießen, in entlegenen Waldgebieten – die Region ist nur schwach besiedelt. Ali Jansen, der einige Monate Wehrdienst absolviert hat, bevor er sich schließlich aus dem Staub machte, ist ein guter Lehrer. Ich bin mittlerweile härter im Nehmen, taffer. Wenn ich an Jordanien und die ersten Banküberfälle zurückdenke ...

Heute habe ich meine Emotionen besser im Griff, kann mit dem Stress einigermaßen umgehen.

Meine zwei Kameraden mögen in technischer Hinsicht eins a sein, was den Rest betrifft, sieht's ziemlich mager aus. Ihr Gesprächshorizont ist beschränkt: Karren, Knarren, Kneipensprüche, und das war's dann schon. Es sind Lausejungen. Ohne die RAF würden sie in irgendeiner Fabrik oder auf einer Baustelle arbeiten. Ali ist ja ganz witzig, aber Kalle mag ich nicht, ich werde nicht schlau aus ihm, er ist eigenartig. Und dann wird er ja auch von uns bezahlt, was die ganze Beziehung in ein schiefes Verhältnis bringt. Die Lohnarbeit schafft die Voraussetzung der Entfremdung, so die Marx'sche Grundthese. Eigentlich sollten wir's doch besser wissen.

Der Professor Brückner hat mir in Hannover Bücher geborgt, damit ich während der Abende im Bungalow was zum Schmökern habe. Die Briefe aus dem Gefängnis von Rosa Luxemburg, die ich zum zweiten Mal lese und die mir Stoff zum Grübeln geben. Die Rote Rosa, die Demokratin, die zur Revolutionärin geworden ist, ein bisschen wie ich. Von vielen Linken verachtet, vor allem von den unverbesserlichen Dogmatikern, wie meinem Exmann. Gegen Ende hatten wir abscheuliche Szenen miteinander, in denen ich ihm Laschheit und er mir Naivität vorwarf. Und dass dieser Typ meine Töchter erzieht ... Es macht mich krank. Ich begreife nicht, wie ich nur so viele Jahre mit diesem Karrierehengst verbringen konnte ... Nun ja, vor ihm, während meiner Öko-Periode, war ich mit einem Studenten der Atomphysik verlobt, das muss man erstmal hinkriegen! Ich war schon immer in Widersprüchen verstrickt ...

Schon über einen Monat, und unsere Suche immer noch erfolglos. Wir sind ständig gezwungen, unsere Pläne zu ändern. Nach Soltau hatten wir einen anderen, leichter zugänglichen Ort ins Auge gefasst, aber wir geben auch diesen Plan auf ... zu

viele Hindernisse. Da wir das ewige Umdisponieren leid sind, haben wir überlegt, uns an kleine Waffenhändler zu wenden, was jedoch den Genossen, mit denen wir uns regelmäßig telefonisch absprechen, zu unsicher ist. Es stimmt schon, einige Mittelsmänner spielen ein doppeltes Spiel. Dieses Umherirren ist echt mühsam, außerdem kommt der Untergrund teuer, unsere Reserven schwinden dahin.

Schließlich wird die Lage durch einen Kontaktmann der palästinensischen Fatah gerettet, den die Gruppe aufgetrieben hat. Für zehntausend Mark habe ich am frühen Morgen in Frankfurt zwanzig Firebird-Pistolen erhandelt. Endlich! Wieder zurück im Bungalow nach einer ganztägigen Autofahrt bestaunen wir ausgiebig die auf dem Bett ausgebreiteten Waffen. Große Erleichterung. Als wir nahe Stimmen vernehmen, packen wir sie hastig ein. Wanderer. Es ist höchste Zeit, aus Polle zu verschwinden; trotz unseres diskreten Auftretens wird man früher oder später auf uns aufmerksam werden. Und ewig werden wir auch nicht unbehelligt durch die Kontrollen schlüpfen. Die vergangenen zwei Wochen waren aufreibend, ich fühle mich ziemlich abgekämpft. Die Genossen in Berlin fehlen mir, nur noch zwei Tage bis zu unserem verabredeten Treffen in Frankfurt. Ohne Mahler, leider, den das Schlimmste erwartet: Die Behörden frohlocken bestimmt über die Aussicht, dem „linken Anwalt“ öffentlich den Strick um den Hals legen zu können; sie werden sicher ganze Arbeit leisten.

Ende November stößt Jan-Carl Raspe zu uns (Lederjacke und Schnurrbart à la George Harrison), in einem umlackierten Renault 16 (rot, wir waren auch schon mal dezenter); er hat einen Stapel gefälschter Papiere, Uniformteile und Sendegeräte bei sich. An und für sich Pädagogikstudent, ist Jan-Carl zudem ein hervorragender Bastler, der alles zum Laufen bringt. Er, seine Lebensgefährtin Marianne und ich sind alte Bekannte.

Sie haben mich in ihrer WG aufgenommen, als ich mit meinen Mädchen nach Berlin zog.

Während wir Ausrüstung und Knarren aufteilen für die vorgesehenen Verstecke, gibt uns Jan-Carl Details über die Festnahme der Mahler-Gruppe: Sie sind verpiffen worden. Ein neues Mitglied, das man unter Verdacht hatte, ist zur Rede gestellt worden und hat schließlich gestanden. Die Frage stand kurz im Raum, ob man den Typ umlegen sollte, aber wozu? Sie haben ihn dann einfach mit ein paar deftigen Arschritten davongejagt. Ich wäre gern dabei gewesen. Er ist nicht der erste, man wird sich damit abfinden müssen: Diese Denunzianten sind eine Plage.

Trotz allem ist es eine gute Zeit. Ali, Kalle und ich haben unseren Auftrag der Materialbeschaffung letztendlich erfüllt. Das Netz von Haupt- und Nebenverstecken kann sich sehen lassen, taktisch positioniert entlang der Hauptverkehrsachsen. Es stehen uns nicht nur ständige Unterkünfte bei Sympathisanten zur Verfügung, sondern in mehreren Städten sogar Wohnungen, die unter fremden Namen für uns gemietet wurden. Ich habe mir das Adressbuch, das ich während meiner Jahre in der legalen Bewegung angelegt hatte, zu Nutzen gemacht. Durch persönliche Weiterempfehlungen vergrößert sich der Kreis nach und nach, die Szene wächst an. Dann gibt es auch noch die Abonnentenliste einer linken Wochenzeitschrift, die uns zu gegebenen Zwecken übermittelt worden ist. Was schließlich die notwendigen Fahrzeuge anlangt, kein Grund zur Sorge: Andreas und seine Mannschaft (Baader und seine Kumpel) kümmern sich mit Vergnügen darum. Die Gesamtbilanz: ungefähr dreißig Absteigequartiere, zwanzig Autos und ein gutes Dutzend Verstecke. Das ist der Beginn unserer Dezentralisierung.

In Frankfurt am Main, wo Jan-Carl, die beiden anderen und ich uns aufhalten, trifft ein erster Schwung Berliner ein: Holger Meins, unser Eisenstein *in spe*, Beate, seine neue Freundin, und Ulrich Scholze. Wir bilden wieder eine richtige Gruppe, die Stimmung ist ausgezeichnet, und wir erleben sehr fröhliche Abende (es heißt immer, Terroristen seien maulfaul, das ist Bullshit!). Da wir sie nun mal nicht ansehen können, beschreibt uns Holger seine Kurzfilme; wir sprechen über Revolution und Kino, über Godard, Antonioni, *Direct Cinema*-Ateliers in den Fabriken. Holger hat seinen Spaß dran, Jean-Pierre Léaud in *Die Chinesin* zu imitieren; die Gauloise in den Mundwinkel geklemmt, zitiert er aus der *Mao-Bibel*: „Alle Wege führen nach Peking!“. Das ist zum Krummlachen. Mit Jan-Carl pflege ich einen sehr regen Gedankenaustausch; unser Tausendsassa ist auch der Autor einer Dissertation zum Thema „proletarische Kindheit“. Meine alten Freunde, die Siefert, welche ich im Rahmen der Friedensbewegung kennengelernt habe, sollen uns da und dort Unterkünfte organisieren. Wir dürfen nicht alle gemeinsam für längere Zeit am selben Ort bleiben, die Mahler-Episode muss uns eine Lehre sein.

Mitte Dezember 70, Bad Kissingen, ein Nest in den hintersten bayrischen Alpen. Die Truppe ist vollzählig. Baader und Ensslin sind eingetroffen, gemeinsam mit Astrid, Marianne, Ilse, Manfred und Petra. Meine Freude ist groß. Es gibt echte Freundschaften in dieser Gruppe, egal, was später darüber erzählt worden ist. Zu meinem Erstaunen scheint das Thema Horst und seine Leute belanglos geworden zu sein; vergeblich habe ich versucht, das Thema auf das Tapet zu bringen. Die Beziehungen müssen sich verschlechtert haben, während ich weg war. Außerdem haben die Abwesenden sowieso immer Unrecht. Ich lass es gut sein, denn was zählt, ist das große Ganze. Fern vom Kollektiv sind wir nichts, da können wir gleich einpacken. Kehre ich da etwas unter den Tisch? Schon möglich ... Ich bin wohl pragmatisch geworden.

Meine alten Jugendfreunde haben eine Wahnsinnslocation für uns aufgetrieben: ein Herrenhaus mit dreißig Zimmern und mehreren Stockwerken, Familienbesitz. Es handelt sich um ein ehemaliges Sanatorium, wo sich mit Einverständnis der Eigentümer schon ein paar Aussteiger einquartiert haben. Das BKA wird uns in diesem verlassenen Nest nicht suchen kommen. Berlin rückt immer weiter aus dem Blickfeld, kommt immer weniger in Betracht. Ständig muss man Polizeikontrollen passieren, sich ausweisen ... kompliziert. Es ist eine schöne Stadt zum Experimentieren, zum Schließen von Bekanntschaften und zum Herumstromern im Rotlichtmilieu, nicht aber zum Aufbauen einer bewaffneten Organisation. Es ist zugleich ein Zwang und eine Chance, sich wieder „in der Provinz“ niederzulassen. Eine schmerzliche Erfahrung ebenfalls: Die Ex-Bundeshauptstadt ist unsere Wiege, ohne sie gäbe es keine Protestbewegung, oder sagen wir, kaum; keinen SDS, weder APO noch Polit- oder Psychokommunen, und eben auch keine RAF, keine Tupamaros West-Berlin, keine Haschrebellen, gar nichts.

In wenigen Tagen haben wir aus dem Sanatorium unserer Revier gemacht. Zum Spaß rufen wir uns untereinander „Schwindsüchtige“ und liefern uns wilde Verfolgungsjagden in den Gängen. Ein Grund zur Sorge löst den anderen ab: Nach den Waffen ist es nun wieder die Kohle, die fehlt. Wir leben auf zu großem Fuß, eine neue Aktion wird zwingend notwendig. In dem von uns annektierten Gebäudeflügel schmieden wir Pläne für weitere Überfälle. Ein Kreis um Baader wird sich um die Auskundschaftung kümmern, ein anderer um Raspe das Material besorgen. Ich miete in Fürth, einem Dorf im Odenwald, einen Bungalow als Fluchtquartier. Wir halten Abstand zu den Freaks, die den gegenüberliegenden Gebäudeflügel bewohnen. Jeder bleibt in seinem Bereich. Ein paar nächtliche Trinkgelage mit Musik in voller Lautstärke mögen ihre eventuellen Bedenken, was uns betrifft, zerstreut haben. Trotz der zunehmenden

Anspannung sind es schöne Tage; es scheint ganz so, als würde ich meine erste glückliche Zeit erleben; ohne diese Unruhe, die mich immer umtrieb, dieses Gefühl, mich selbst zu verlieren, diese innere Zerrissenheit. Natürlich, meine Mädchen fehlen mir, aber ich darf nicht schwach werden. Wo Leben ist, da ist auch Hoffnung.

Wir haben uns vom Taxi in einer Kehre unterhalb des Sanatoriums absetzen lassen und sind dann, noch voller Panik, in der stockfinsternen Nacht quer durch die Wälder hochgelaufen.

— Ulrike, Beate, Astrid, wenigstens geht es euch gut?! ... Was ist passiert? Wir sind fast durchgedreht vor Sorge! ...

In allen Etagen Licht und Aufregung. Zwischen den Hügeln heult ein starker Wind. Notdürftig eingehüllte Gestalten kommen die breite Treppe herunter; wir versammeln uns im Speisesaal zu einem Kriegsrat, Manfred zieht die Vorhänge zu und dämpft die Beleuchtung, damit kein Licht nach außen dringt.

— Ali und Kalle sind geschnappt worden, sage ich mit tonloser Stimme. Wir drei konnten gerade noch entkommen ...

Im Schnelldurchgang schildern wir den Ablauf der Ereignisse: der Besuch bei einem Sympathisanten aus der Umgebung zwecks Materialbeschaffung, der lange Weg bis zu einer Ortschaft, dort der spontane Einfall, ein Auto zu knacken. Das Ding läuft schief: Eine Polizeistreife taucht auf, Schüsse, die Genossen ergeben sich ... Ich und die Mädchen hauen ab und treiben beim Busbahnhof ein Taxi auf ...

— Verdammte Scheiße! flucht Baader. Na, ihr zumindest habt nochmal Glück gehabt.

— Wie im Western! ruft Meins.

— Wahnsinn! Unglaublich! ergänzt Ensslin.

Astrid und Beate zittern unter ihren Decken – vor Kälte oder aus Angst. Ich bin in besserer Verfassung, meine Nerven halten stand.

– Und was machen wir jetzt? fragen Manfred und Petra.

Die Blicke richten sich auf uns, deren Belastbarkeit stärker ist. In diesem Augenblick fühle ich die unausgesprochene Hierarchie: Die Anführer, das sind Andreas, ich und Gudrun.

– Wir brechen alles ab und machen uns aus dem Staub. Es wird nicht lange dauern, bis die Bullen antanzen.

Mit dem Sanatorium ist es aus. Alle unsere Unterschlüpfen sind unsicher geworden, wir müssen neue Lösungen finden. Aus verschiedenen Richtungen kommend, treffen wir uns am übernächsten Tag in einer konspirativen Wohnung in Stuttgart wieder, zweihundert Kilometer nördlich. Finanziell steht uns das Wasser bis zum Hals, wir sind absolut pleite. Wahrscheinlich gehen wir's falsch an, seit zwei Tagen zerbreche ich mir den Kopf darüber. Misstrauisch rauche ich eine nach der anderen. Schließlich platzt es aus mir heraus:

– Unser Problem ist nicht nur die Knete, das liegt ja wohl auf der Hand! Kommt schon, Leute, reißen wir uns doch zusammen und reden mal Klartext! Mir scheint, einige hier betrachten die Verhaftung von Genossen als notwendiges Übel ...

– Ulrike, es gibt eben immer Risiken. Jede Aktion ist gefährlich, das Auskundschaften und die Vorbereitung nicht weniger als die Ausführung, das ist nun mal so!

Ich bin dermaßen in Fahrt, dass ich gar nicht weiß, wer mir geantwortet hat, Baader, Ensslin oder Raspe. Ich gebe zurück:

– Ali und Kalle verhaftet ... Wer sind die nächsten? Seien wir doch ehrlich: Die Gruppe ist noch nicht so weit!

– Falsch, antwortet Jan-Carl. Unsere Arbeitsweise hat sich bewährt, all das sind unglückliche Umstände.



Andreas und er werfen sich einen Blick zu. Gudrun steht dazwischen elfenhaft in Gedanken versunken. Holger und Beate scheinen meiner Meinung zu sein, meine alte Freundin Marianne ebenso. Manfred und Petra halten sich im Hintergrund, wie allzu oft.

— Es ist ein kollektiver Prozess, den du da in Frage stellst, doziert Baader. Du musst begreifen, dass die Guerilla-Linie verlangt, ...

— Welche Linie, Andreas?! Erklär's mir, denn ich kapier's nicht. Für mich ist das hier planlose Herumrennerei, nichts anderes!

Er donnert:

— Nein, nein, nein! Das seh' ich anders! Wichtig ist, dass das Konzept als Ganzes funktioniert, und das tut es, dafür lege ich meine Hand ins Feuer ...

Jan-Carl und Marianne mustern sich abschätzend, offensichtlich nicht einer Meinung; Holger schüttelt verdrossen den Kopf; Andreas hat die Faust geballt.

— Machen wir uns doch nichts vor, sage ich. Unsere Schwachstellen, unsere Mängel ... Der Sprung in die Praxis hat uns nicht automatisch davon befreit!

— Okay, Madame, schon klar. Ich gebe dir in diesem Punkt Recht, lenkt Andreas ein und dreht nervös an seinen Ringen. Aber ich wiederhole, unsere Linie stimmt. Der Rest, sofern es ihn gibt, das sind Fehler von Einzelnen.

Schweigen. Die Katze ist aus dem Sack. In den Köpfen arbeitet es. Jeder grübelt über meinen Satz bezüglich der „planlosen Herumrennerei“ nach, sowie Baaders Ausdruck „Fehler von Einzelnen“.

— Ich bin mit deinen Argumenten einverstanden, Andreas, aber ich verstehe auch Ulrike, versucht sich Gudrun, als das Thema erledigt scheint. Etwas läuft falsch, wir brauchen eine solidere Basis ... Vielleicht geht's darum, dass wir endlich

das richtige Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis finden sollten ...

Mit diesem nicht sehr konstruktiven Schlusswort endet die Diskussion. Ein Heiligabend in gedrückter Stimmung: Die Lage ist alles andere als rosig.

Der Weihnachtsmann ist schließlich doch noch eingekehrt, auf den letzten Drücker zwar, aber immerhin ... Hundertfünfzehntausend Mark, die wir in einer Bank in Kassel enteignet haben: genug, um die Gemüter zu beruhigen und gut ins Jahr 71 zu starten. Eine ziemlich mühsame Geschichte, aber lassen wir das ... Halb so viel wie letztes Mal, wir werden unsere Ausgaben besser im Griff haben müssen. Die Meinungsverschiedenheiten haben uns eine Aktivistin gekostet: Beate, Holgers Freundin, die das Handtuch wirft und heim zu Mama und Papa zieht. Meins bleibt, wenn auch angeschlagen. Angesichts der gegenwärtigen Lage muss man ihm das hoch anrechnen. Das unterkühlte Verhältnis zwischen B. und mir ist deutlich spürbar, es muss überwunden werden. Eine erste Kriegsverletzung ... Im Anschluss an unsere Diskussion hat die Gruppe entschieden, mich mit dem Verfassen eines Textes zu betrauen. Gudrun hat nicht Unrecht, seit vergangenem Jahr haben wir keine theoretische Schrift mehr hervorgebracht, und es ist höchste Zeit, unsere Linie klar darzulegen; andernfalls bleiben wir ein Randphänomen, unverstanden von einer breiten Schicht der Linken. Ich bin es also, die sich dahinterklemmen wird. Im Übrigen würde es ihnen ja auch ziemlich schwer fallen, die richtigen Worte zu finden, Baader vor allem, trotz seiner großen Klappe. Reden und Schreiben sind eben zwei verschiedene Paar Schuhe. Ich setze mich wieder an meine Schreibmaschine, das tut gut – auf die nächtlichen Streifzüge kann ich gerne eine Zeitlang verzichten.

Februar-März 71 habe ich größtenteils mit dem *Konzept Stadtguerilla* zugebracht. Ein notwendiger Text, die Frucht langer Verhandlungen zwischen Baader und mir; wie es sich für verzierte Dialektiker gehört, haben wir uns bekriegt und schließlich eine Synthese zu Papier gebracht. Ensslin hat sich bewusst im Abseits gehalten (sie haben das wohl unter sich so abgesprochen). Gudrun ist nicht der Typ für die offene Auseinandersetzung, sie wäre da sowieso bald ausgestiegen. „Die Rote Armee Fraktion redet vom Primat der Praxis.“ „Die Klassenanalyse, die wir brauchen, ist nicht zu machen ohne revolutionäre Praxis, ohne revolutionäre Initiative.“ So der Text. „Die Rote Armee Fraktion leugnet im Unterschied zu den proletarischen Organisationen der Neuen Linken ihre Vorgeschichte als Geschichte der Studentenbewegung nicht, die den Marxismus-Leninismus als Waffe im Klassenkampf rekonstruiert und den internationalen Kontext für den revolutionären Kampf in den Metropolen hergestellt hat.“ Für den aufmerksamen Leser eine bemerkenswerte Entwicklung. Vereinfacht gesagt, handelt es sich um eine Mischung aus Rudi Dutschke und Marighella ... gewürzt mit Marx, natürlich. Sollte das Endprodukt unsere Erwartungen auch nicht erfüllen, die Zutaten haben wir zumindest. In einem Satz: Die Rote Armee Fraktion ruft zum sofortigen Aufbau von bewaffneten Widerstandsgruppen auf.

Die Schrift wird der letzten, frisch aus dem Druck kommenden *agit 883* beigelegt. Während unserer Abwesenheit soll Westberlin damit überschwemmt werden. Jan-Carl und Holger verteilen außerdem Exemplare auf den Demos und den Uni-Geländen. In theoretischer Hinsicht haben wir damit eine neue Hürde geschafft, wir mausern uns! Bald wird es in der linken Szene nur mehr dieses Gesprächsthema geben. Vor einem Jahr, gleich nach der Befreiung von Andreas, stolperte unser erstes Manifest über die Frage nach dem revolutionären Subjekt in Europa. Gudrun führte den „potenziell revolutionären Teil des

Volkes“ ins Feld ... was, gelinde gesprochen, vage war. Mittlerweile sehen wir die Dinge klarer. Unser Dreh- und Angelpunkt wird das Lumpenproletariat sein: Jugendliche in den Heimen, ausländische Gastarbeiter, Außenseiter jeder Art, Frauen etc. Die Arbeiter sucht man vergebens: In diesem Land ist das Proletariat zweimal gestorben, 1919, als die Spartakisten massakriert wurden, und dann 1933, als die NS-Katastrophe über uns kam. Es wird seine Zeit brauchen, bis das Proletariat noch einmal aufsteht. So lange können wir nicht warten.

Seit dem Sprung in die Illegalität habe ich mir in der Gruppe einen Platz erarbeitet, meine Meinung zählt. Mit diesem Manifest habe ich Hand angelegt, habe sozusagen meinen Job gemacht. Den erkämpften Platz allerdings werde ich verteidigen müssen. Gegenüber wem ... Andreas? Gudrun? Jan-Carl? Holger? Immer stärker wird mir bewusst, dass in den revolutionären Kreisen die gleichen Konkurrenzkämpfe ablaufen wie überall sonst auch.

Wir sind allen anderen einen Schritt voraus, einen großen Schritt sogar. Damit konnten wir rechnen, und jetzt bestätigt es sich. Die Fraktion ist heute die einzige Untergrundpartei, die über eine materielle Infrastruktur und eine wahre ideologische Grundlage verfügt. Nur wir bilden eine tatsächliche Organisation in der Illegalität. Wir haben finanzielle Mittel, ein schlüssiges Konzept, eine Methode. Und so haben wir in den letzten Monaten einen ansehnlichen Teil der Kräfte aus der „Szene“ bündeln können: Anarchos, die einen Zahn zulegen wollen, Ex-Tupamaros, Leute aus der Sozialarbeit und der Medizin, Intellektuelle und Lehrlinge. Ist das unserem *Konzept Stadtguerilla* zu verdanken? Möglich ... Abgesehen davon möchte ich eines klarstellen: Die RAF ist keine „Avantgarde“, der Begriff ist mir ein Gräuel; zu oft wurde er benutzt, im Galadress abgenutzt, beschmutzt.

In manchen Kommunen in Westberlin, Frankfurt und München ist die Luft raus; die berühmten K1 und K2 werden von inneren Widersprüchen aufgerieben, wie man so schön sagt ... Laut Jan-Carl und Andreas geht's vor allem um Gezänk, schmutziges Geschirr und Herumgebumse. Manfred sieht das etwas nuancierter, hofft auf einen Neubeginn. Stimmt schon, dass die Anarchisten Instinkt haben, einen „Riecher“, der sie nicht trügt. Was anzünden, in welche Fresse hauen? Kein Problem: Sie wissen es. Was jedoch die Theorie anlangt, ist es bei ihnen nicht weit her. Klassenanalyse? Null Bock. Ihr Motto „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ ist nicht schlecht, aber ein wenig kurz gegriffen, oder? Jedenfalls um aus dieser ganzen Scheiße rauszufinden. Einige von ihnen wollen einen Schritt weiter gehen, Tempo machen. Wir werden, wir *müssen* sie mobilisieren.

Da fällt mir die neue Untergrundpartei ein, die Bewegung 2. Juni, eine Synthese aus den Haschrebellen und dem „Blues“. Eine Mischung aus Intellektuellen, Rockern und ehemaligen Situationisten. In erster Linie sind von Rauch, Baumann und Kunzelmann zu nennen: unsere „Cousins“, die uns bei den drei Überfällen vergangenen Herbst Unterstützung geleistet haben. Jetzt machen sie auf eigene Faust weiter. Die Zeichen häufen sich, es gibt allen Grund, zuversichtlich zu sein. Und wenn, was die Neue Linke vorbereitet hat, endlich verwirklicht wird ... Wenn endlich die Bevölkerung von den bewaffneten Gruppen mit in den Kampf gezogen wird ...

Jedem kann es passieren, in einer Einkaufsstraße oder vor der eigenen Haustür, während eines Samstagausflugs oder an einem Montagmorgen auf dem Weg zur Arbeit: ein schriller Pfiff, antrabende Uniformierte, Hunde. Da sollte man besser kohä-

rent bleiben, das kann sechs Minuten oder aber zwei Tage dauern. Die Hetzjagd auf Jugendliche verstärkt sich, lange Haare oder einen Poncho zu tragen kann unangenehme Folgen haben. Die Leute werden reihenweise eingelocht, wir haben mehrere kleine Verluste zu beklagen. Ich weiß nicht, was ihm die Polente versprochen hat, aber der Mechaniker Kalle Ruhland, der bei der Sanatoriumsgeschichte geschnappt worden war, hat hemmungslos ausgepackt. Mein Misstrauen findet sich bestätigt, von Anfang an habe ich ihn nicht riechen können, im Gegensatz zu Ali Jansen, der zur gleichen Zeit festgenommen wurde, der aber zuverlässig ist und dicht hält. Kalle hat meinen Freund Brückner verpiffen, den Uniprofessor, der uns so oft gedeckt hat: Er ist aus dem Dienst entlassen worden. Das Verräterschwein hat auch meinen falschen Namen ausgeplaudert und meine diversen Verkleidungen beschrieben. Sie haben sogar ein Foto aufgetrieben, das seither in *Aktenzeichen XY ... ungelöst* ausgestrahlt wird. Mittlerweile trage ich ein Kopftuch.

Die goldene Zeit der Anfänge ist vorbei. Die Sympathisanten werden weniger – diejenigen, welche uns weiterhin helfen, sind sich der Risiken und Gefahren bewusst. Aber in politischer Hinsicht ist es doch eine ausgesprochen spannende Periode. Immer öfter denke ich an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die 1915 den Spartakusbund gründeten, an Hans und Sophie Scholl, die im Nazideutschland Widerstand leisteten. Die breite Masse freilich hängt vor der Glotze und zieht sich *Aktenzeichen XY* rein. Alles wie gehabt.

Mein Exmann ist wirklich das Allerletzte! Jetzt lässt er in seinem Blatt das Gefasel meiner Adoptivmutter abdrucken. In einem offenen Brief rügt mich die alte Renate wie ein Schulmädchen, fordert mich auf, die Waffen niederzulegen. Zum Totlachen. Nun gut, ich vergesse nicht, was ich ihr schulde ... Sie war es, die mich aufgenommen hat, als ich zum Waisenkind wur-

de, sie war es, die mein Interesse für Politik geweckt hat – aber dass sie mit Herrn *konkret* unter einer Decke steckt, das nehme ich ihr verdammt übel. Die Sache ist die, dass ich ihren Feminismus tatsächlich verwirklicht habe, und dass sie mich jetzt dafür hasst, so wie eben der Schöpfer bisweilen seine Schöpfung hasst. Wir sind mehrere in der Gruppe, die das Duo obendrein im Verdacht haben, regelmäßig Informationen an die Behörden weiterzuleiten. Aber das Schlimmste ist, dass die beiden meine Töchter in der Hand haben und sie gegen mich aufbringen. Es tritt damit genau das ein, was meine jüngere Schwester und ich uns geschworen hatten zu vermeiden. Das wird wohl der Preis sein, den man für ein freies und erfülltes Leben bezahlt. Falls dem so ist, liegt der Preis hoch ... Ein ständiger Leidensdruck, den allein die Aktion, das umfassende politische Engagement, zu lindern vermag. Hielte ich auch nur eine Sekunde inne auf diesem Wahnsinnstrip, ich glaube, ich würde verrückt vor Schmerz.

Unsere „Linie“ legen wir in den Diskussionen fest, es ist wirklich das Kollektiv, das entscheidet. Aber es ist doch Andreas, der den Überblick hat und der unsere Wünsche und Zielvorstellungen am besten kennt. Ich kümmere mich darum, das Ganze in Perspektive zu setzen, einen Bezug herzustellen zur Geschichte der deutschen Linken. Ulrike, die Ideologin. 68 und der Frankfurter Kaufhausbrand haben Baader-Ensslin natürlich eine besondere Aura verliehen innerhalb der Fraktion, sie sind von vornherein einen Schritt weiter, vor allem in den Augen der Jüngeren; aber ich kann mich behaupten, habe ja auch ein paar Jahre mehr auf dem Buckel.

Andreas nimmt selten das Wort Demokratie in den Mund. Und wenn, dann spuckt er anschließend aus. Viele finden ihn arrogant – zu Recht. Ich schätze ihn und verabscheue ihn zugleich. Gäb's mich nicht, so hätte er die Leute schon in seiner

Hand (oder aber gegen sich?). Allerdings, das muss man sich eingestehen: Ohne ihn wären wir in unserer revolutionären Praxis nicht so weit.

— Spricht da jemand von Kadern? Habe ich mich verhört, oder was? Das darf es bei uns nicht geben! Jeder muss die Leitungsfunktion übernehmen können! Bei einer Zusammenkunft Mitte März 71 macht Brigitte Mohnhaupt ihren Standpunkt mit Nachdruck deutlich. Vor Kurzem erst dazugekommen, hat sie schnell an Bedeutung gewonnen. Das Gleichgewicht innerhalb der Gruppe hat sich dadurch verändert, das schadet nicht, ganz im Gegenteil.

— Du hast völlig Recht. „Jeder ist die Gruppe“. Wir können uns nicht erlauben, alles zu verlieren, falls Andreas oder Ulrike etwas zustoßen sollte, fügt Gudrun hinzu.

Ich pflichte dem bei, nicht ohne innerlich festzuhalten, dass ich ihres Erachtens nach auf Platz zwei rangiere.

Baader und Ensslin sind, jeder für sich genommen, knorke; im Doppelpack sind sie etwas schwieriger zu handhaben. Andreas ist ganz der Landstreicher- und Lebenskünstlertyp à la Jack Kerouac, Gudrun ist nach außen hin entspannt und locker, im Grunde aber eine Komplizierte, innerlich zerrissen zwischen dem Katechismus der Lutheraner und dem der Marxisten-Leninisten. Wie die beiden miteinander klarkommen ... mir schleierhaft. Eins ist gewiss: Ohne den jeweils anderen wären sie viel ... gewöhnlicher. Eine Frage der Alchimie.

— Ich bin absolut einverstanden mit deiner Analyse, sagt mir zwei Wochen später Holger im Vertrauen. Um ein bisschen Luft zu schnappen, sind wir auf das Dach des Wohnbaus geklettert, in dem wir einquartiert sind. Da gibt es einen leeren Taubenschlag, wo einen niemand sehen kann.

— Glaub's mir oder nicht, Holger, irgendwann werde ich aus dem hübschen Pärchen schon noch schlau werden.



In seiner feinfühligem Art begnügt sich Meins mit einem neckischen: Na dann, nur Mut, meine Liebe! Vielleicht im Jahr 1980? ...

Wir lachen, der Wind streicht uns um die Nasen.

Anschließend sage ich, um ein anderes Thema anzuschneiden: Ich habe gehört, dass du Neuigkeiten von Dutschke hast. Es scheint, er hat sich von seinen Verletzungen noch nicht erholt ...

– Der rote Rudi, ja, stimmt ... Und im Augenblick schreibt er seine Memoiren nieder.

– Eine Bilanz der antiautoritären Bewegung, jetzt schon?! Findest du das nicht etwas verfrüht?

– Tja, was soll man sagen, Ulrike. Die Zeit steht nun mal nicht still!

Ist der Elan von 1968 bereits abgeflaut? Man möchte es nicht glauben, aber gut, schon fast drei Jahre sind vergangen ... Armer Rudi, seit dem Anschlag auf ihn durch einen rechtsradikalen Arbeiter ist er Halbinvalide. Soll er doch schreiben, wenn's ihm hilft, soll er seinen Lehrmeistern (die ja auch die unseren sind) Tribut zollen. Holger und ich blicken zum Himmel, wo die ersten Sterne aufleuchten. Über unsere Zukunft sagen sie uns nichts.

„Öffnen Sie unter keinerlei Umständen einem Unbekannten Ihre Haustür“. So die anlässlich von Staatsbesuchen im Rundfunk unablässig wiederholte Ermahnung der Polizeibehörden. Das Thema der RAF-Sympathisanten versetzt die Nation in helle Aufregung: In der Tat, das Netz unserer Anhänger ist solide und weitverzweigt, unsere Wege sind unergründlich ... Die Leute vom Verfassungsschutz führen eine psychologische Gegenguerilla, unterstützt von den Massenmedien. Sie haben einen Zahn zugelegt, so wie wir. Diese Niete haben sich einiges von uns abgeguckt. Angeführt vom Supercowboy Horst

Herold, halten sie sich für das deutsche FBI. Aber sie können machen, was sie wollen, unsere Beliebtheit in der Bevölkerung hält an: Einer Umfrage zufolge sind zahlreiche Personen nach wie vor bereit, uns in ihr Haus zu lassen. Hierin liegt mit Sicherheit unser größter politischer Erfolg.

Lasst uns alle politischen Kräfte des Volkes vereinen, im Kampf gegen das Knete-Macht-Gewalt-Familien-Schule-Fabrik-Büro-Knast-Erziehungsheim-Anstalt-System! Wir haben uns das Vokabular der Black Panthers und anderer amerikanischer Radikaler zu eigen gemacht. „Pig“ beispielsweise charakterisiert ganz vorzüglich die staatlichen Machtträger, und wird von den Jungen (Irmgard, Ilse, Peter-Jürgen, Gerd, Manfred, Petra) begeistert und rückhaltlos eingesetzt: „Bullenschweine“ hier, „Dreckschweine“ da ... Zu viel des Guten? Nun, man muss sich doch sprachlich zur Wehr setzen, oder nicht? Grund dazu gibt es zur Genüge!

Wie ich es in meinen frühen Texten ankündigte, stellt der *Konsumterror* mittlerweile einen festen Bestandteil unseres Lebens dar. Wir werden von den Dingen überschwemmt, von künstlich geweckten Bedürfnissen umgetrieben. Wer redet da noch von einer befriedeten Gesellschaft, von demokratischen Horizonten? Nichts von alledem, nein, nicht im Land des Kauf-terrors, wo der Gebrauchswert einer Sache nicht mehr zählt. Willkommen im Reich der Verdinglichung, im Reich der neuen Offenbarungsreligion: Willkommen in den Konsumtempeln, den Kaufparadiesen *KaDeWe*, *Kaufhof* und Konsorten.

Deutschland ist ein Kerker, oder besser gesagt: ein Korsett. Nicht wahr, Mädels? In Vietnam und in Kuba kämpfen Männer und Frauen Seite an Seite, in Palästina übernehmen Fedajin-Kämpferinnen das Kommando bei Flugzeugentführungen. Ja-woh, meine Herren. Seht euch nur Astrid an, die kleine Schwester von Thorwald Proll, der bei der Brandstiftung in Frankfurt

dabei war: Hat sie nicht mehr Mumm bewiesen als ihr Bruder, dieses Weichei, der sich nach ein paar Wochen auf der Flucht freiwillig den Bullen ausgeliefert hat, ohne wirklichen Grund? Und Hella, die Ex von Bommi aus dem „Blues“-Kollektiv: die einzige Frau, die mit Hilfe von Tauchsiedern ein Gerichtsgebäude in Brand gesteckt hat. Immerhin!

Die ersten warmen Tage im Jahr 1971, ein neuer Frühling, und dabei kommt es mir so vor, als sei der letzte gerade erst zu Ende gegangen. Berlin hält – hält stand und hält durch. Die drei West-Zonen liegen im Schatten des brandneuen Fernsehturms, der stolz und erhaben hinter dem Eisernen Vorhang emporragt. Von da oben hat man sicher einen umwerfenden Blick auf die Demonstranten, die seit Tagen vor dem Kriminalgericht Moabit kampieren.

– SCHLUSS MIT DEM MAHLER-PROZESS! SCHLUSS MIT DEM MAHLER-PROZESS! rufen sie im Chor.

Nach sechs Monaten Knast ist Mahler, der „übergelaufene Anwalt“, ziemlich abgemagert. Es geht in erster Linie um ihn in diesem Gerichtsverfahren, die Mädchen nehmen sich wie Mauerblümchen aus. Ein neuer Akt hat begonnen in dem großen Politstück, das hinter verschlossenen Türen gespielt wird, in dieser immer noch am Gängelband gehaltenen BRD. Die Justiz reibt sich die Hände: Jetzt geht's Horst und seinen „Amazonen“ an den Kragen. Der Richter, der die Verhandlung leitet, ist bei der SS in die Lehre gegangen; dieser Umstand, so möchte man meinen, sollte Aufruhr und Empörung hervorrufen, tut er aber nicht. Daher wohl Mahlers dunkle Miene auf der Anklagebank: Verbitterung und Überdruß sind darin zu lesen. In weniger als zwei Verhandlungstagen wird er vom alten Magistraten *manu militari* des Saales verwiesen werden.

Der Mann, der sich mit vollem Ehrgeiz für die Sache der aufständischen Studenten eingesetzt hat, der nach dem An-

schlag auf Dutschke bei den Anti-Springer-Krawallen dabei war, der in dem Ohrfeigen-Prozess Beate Klarsfeld gegen den Nazi Kiesinger verteidigte ... Dieser Mann wird nun in Handschellen vorgeführt. Man will ihn zur Schnecke machen.

Rund um den abgeschirmten Justizpalast (Journalisten und Zuschauer mussten sich einer Leibesvisitation unterziehen), steht der ganze Zirkus bereit: jede Menge Reporter, die Kamerteams vom Fernsehen etc. Trotz des ihm eigenen Kampfgeistes, seines temperamentvoll-forschen Auftretens und einiger treffend formulierter Sätze nimmt ihn das Ganze sichtlich mit, er wirkt von Stunde zu Stunde erschöpfter. Das Urteil bietet denn auch keine Überraschung: ein reines Abschlichten. Wer Terrorist spielen will, muss das teuer bezahlen, so die Regel. Keiner darf den demokratischen Tiefschlaf stören.

Man kann nicht gerade behaupten, dass wir große Anstrengungen unternommen hätten, um unseren Genossen rauszuholen. Und dabei hätte er, bemessen an dem, was wir ihm schulden, eine spektakuläre Befreiungsaktion allemal verdient. Aber da ist etwas vorgefallen in Jordanien, worüber ich mir erst nach einer gewissen Zeit klargeworden bin. Dort hat nämlich Baader das Ruder in die Hand genommen, auf Mahlers Kosten. Fern von seinem Rednerpult im Gerichtssaal, tagaus, tagein nichts als Schweiß und Staub und Schinderei ... Der Jurist war da nicht wirklich in seinem Element. Er, der Intellektuelle, der Ideologe, würde nicht der militärische Leiter der Gruppe sein, das lag bald auf der Hand. Die Leaderrolle war auf den Beatnik Baader zugeschnitten, den Brando-Typ. Nach der Rückkehr hat dann die ziemlich erbärmliche Festnahme den Rest gegeben.

Im Anschluss an die Urteilsverkündung vor ein paar Tagen sagte Marianne zu mir: Andreas ist sicher der Ansicht, dass Horst im Knast, wo er Bücher wälzen und grübeln kann, der Bewegung nützlicher ist.

Es scheint, er will Berufung einlegen.

— Wo zum Teufel sind die Stempel und die Blanko-Pässe aus dem Bürgermeisteramt von – ah, verdammt, wie hieß das Kaff nochmal ... Neustadt!? Jan-Carl, die Schere in der Hand, ist spürbar nervös. Ich bin so weit, es kann losgehn!

Bremen, in einer unserer „Werkstätten“: eine alte Dachkammer mit auf Holzgestellen fixierten Schreibplatten, einem Matrizendrucker, Stapeln von Broschüren, einem Vergrößerungsgerät im Klo.

— Woher soll ich das wissen, bin ja nicht das Mädchen für alles hier! bellt Holger zurück. Er wirft einen Blick auf die Wand, wo unsere Visagen hängen. Außerdem fehlen die Fotos mit den neuen Haarteilen, verflucht nochmal!

— Wir wollten doch alle zwei Monate neue machen, oder nicht? Ich habe null Bock, vor einem Fascho-Richter zu landen! Auch Brigitte ist nervlich überreizt.

Petra stürzt atemlos zur Tür herein. Manfred wird in zwanzig Minuten da sein, er ist wieder in die andere Wohnung zurück. Das Klo dort ist dunkler, das Entwickeln geht besser ...

— Hier hast du, Jan! Holger kommt aus der Küche und hält dem Kameraden Stempel und Pässe hin. Waren unterm Spülbecken, keine Ahnung, wer das Zeug da hingelegt hat. Ich war's nicht!

— Wie kann man bloß so schlampig sein, kein Ding ist an seinem Platz! Jan-Carl seufzt und hebt die Augen zum Himmel, während Petra den Blick auf ihre Füße richtet. Betretenes Schweigen. Wir warten auf Manfred.

Uns allen ist bewusst, dass wir mehr System in die Sache bringen müssen. Dergleichen Nachlässigkeiten können fatale Folgen haben.

„Ulrike Meinhof verletzt ... Ulrike Meinhof verletzt ...“, tönt eine Stimme auf der Polizeifrequenz. Wenige Minuten später geht eine neue Meldung über Funk: „Die Verdächtige ist auf der Flucht ... Die Verdächtige ist auf der Flucht ...“ Und schließlich: „Die Frau ist in Gewahrsam genommen worden ... Wir haben sie! ... Ich wiederhole: Wir haben sie!“ Sommer 71, Hamburg – ich sterbe. Mit einem Schlag alles loslassen, die Arme sinken lassen ... Die Gesichter meiner Lieben vor Augen, Umarmungen, Streitgespräche. Meine Töchter, mein Vater, den ich kaum gekannt habe, meine Mutter, die viel zu früh starb, meine geliebte Schwester. Vorbei ...

Fünf Minuten später, und ich wäre dran gewesen. Aber nein, es ist Petra, die die Bullen mit mir verwechselt haben. Sie und ein Genosse sind geschnappt worden, als sie in einer Straßennische unser Treffen abwarteten. Die Bullen haben kurzen Prozess gemacht, sie ohne Vorwarnung einfach niedergeschossen und dann verbluten lassen, mitten auf der Straße, vor den Augen der bestürzten Passanten. Der Genosse hat entkommen können. Prinz – so ihr Spitzname – ist unsere erste Tote. Ich war fünfhundert Meter weiter weg, versteckt in einem Müllraum. Dort habe ich drei Stunden lang ausgeharrt. Nicht tot, nein, aber im Inneren tödlich getroffen.

Ein paar Wochen später ist von Rauch an der Reihe, einer der „Haschrebellen-Cousins“. Sein Kumpel Bommi, der die Flucht ergreifen konnte, berichtet überall, dass es eine regelrechte Hinrichtung war. Mit Petra und von Rauch bricht auch ein Stück von uns selbst weg. Als ich heute Morgen mit Gudrun telefonierte, hatte ich meine Stimme nicht im Griff: Werde ich, werden wir alle unsere Kampfgenossen fallen sehen, einen nach dem andern?

Mitte 71. Es herrscht Chaos. Passanten, die sich in den Straßen zu Boden werfen, berstende Schaufenster, quietschende Rei-

fen. Hysterie. „Aug’ um Aug’“ sage ich mir oft, wenn ich an Petra denke. Die Schießereien häufen sich. Ein Bulle krepirt bei einer schief gelaufenen Polizeikontrolle in Hamburg; Kunzel vom „Blues“ bekommt neun Jahre wegen versuchten Attentats auf dem Juristenball; der Britische Yachtclub in Kladow geht in Flammen auf, ein Toter; Tommy Weisbecker aus der Ex-K1 wird mitten auf der Straße abgeknallt; die neuen RAF-Mitglieder Jünschke, Barz und Grundmann machen mehrere Banken (die Beute: zweihundertfünfundachtzigtausend Mark); Manfred, unser „Photograph“ und Lover der toten Petra, wird nach zwei Monaten Flucht festgenommen; Spezialeinsatzkommandos fallen in die besetzten Häuser und die Kommunen ein, und im öffentlichen Dienst regnet es Berufsverbote, eine Art Säuberungswelle. Aufregung, Krawalle, Paranoia. Westdeutschland steht im Zeichen der Anarchie, die zwiespältigen Stellungnahmen Brandts – mal Zuckerbrot, mal Peitsche – ändern nichts daran.

Die aber in den Frankfurter Aulen gesessen haben, wissen Bescheid, ihnen ist das Licht vor den anderen aufgegangen: Massenkaptalismus und eine repressive Politik sind die zwei Hemisphären der „fortgeschrittenen“ Demokratien. Das ist zu wenig, ich muss weiter ausholen. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung, an der Schwelle der sechziger Jahre. Alte jüdische Professoren kehren aus dem Exil zurück und sprechen vor entgeisterten Studenten: In Amerika haben sie gesehen, vorhergesehen, was unsere Zukunft sein wird. In Übersee hat die Zukunft nämlich schon begonnen, die erste moderne Massengesellschaft ist am Werk, und Millionen Menschen sind sich selbst entfremdet: Was da vor sich geht in der abendländischen Zivilisation, ist Reduktion der Realität, Ausverkauf der Kultur, das Ende authentischen Erlebens. Die noch brav mittelgescheitelten zukünftigen Revolutionäre gehen bei den Mei-

stern der Frankfurter Schule in die Lehre. „Das Institut“ ist der Schmelztiegel für die neue Blüte der Philosophie im Nachkriegsdeutschland. Man stürmt in die Vorlesungen von Theodor Adorno und Max Horkheimer, ihre Konzepte werden bewundert. Unter den hohen Gewölben reift es schön langsam, die Erntezeit ist nicht mehr weit. Schließlich das Jahr 1967, im Audimax der FU Berlin, wer könnte es vergessen? Die Stimme des Rüstigsten unter den Vordenkern (69 immerhin) erklingt wieder, nach dreißig Jahren Exil: Herbert Marcuse. Vor der versammelten antiautoritären Jugend rechtfertigt der Intellektuelle den Einsatz der Gegengewalt als Antwort auf die strukturelle Gewalt. Jubelrufe von allen Seiten! Marcuse wird zur Ikone, die Leute drängen in seine Seminare, wie zum Beispiel Angela Davis, die berühmte afroamerikanische Aktivistin. Man muss die Augen öffnen: Wir werden beherrscht, sagt und schreibt der Denker. Der „eindimensionale Mensch“ ist ein modernes Ungeheuer, gefangen *im Inneren*. Das Konsumieren hat ihn eingelullt, all seine Fähigkeiten sind auf die Anpassung ausgerichtet, er ist ein Spielball „falscher Bedürfnisse“ geworden. Adieu existentialistischer Mensch meiner Jugend, Vorhang auf für das moderne Individuum. Die von den aktuellen Gurus propagierte befreite Sexualität als eine letzte Chance, ihn wieder zum Leben zu erwecken? Möglich, aber nicht sicher. Entscheidend ist die mit einer Spur kritischer Theorie angereicherte freudomarxistische Grundlage. Die zentrale Problematik der Frankfurter Denker ist die *Kultur*. In ihrer berühmten *Dialektik der Aufklärung* bringen Adorno und Horkheimer den ambivalenten Charakter der Vernunft ans Licht, mit dem Umschlagen von einem Emanzipations- in ein Herrschaftsinstrument. Marcuse prangert die Repression in den sogenannten „fortgeschrittenen“ Industriegesellschaften an, wo jeder Wunsch nach Veränderung zum Schweigen gebracht wird; er beleuchtet auch die „autoritäre Persönlichkeit“, also den latent existierenden Faschismus in jedem von uns, welcher den Boden bereitet für



die Hitler, die Strauss, die Springer. Kurz, die jüdische Elite ist zurück, und verbindet sich mit den Söhnen der alten Nazis, Sachen gibt's ...

Der bewaffnete Kampf ist das Thema schlechthin, die „Baader-Bande“ in aller Munde: Polemiken und eine Menge Bullshit, ohne Ende. Es wird uns Effekthascherei vorgeworfen, Größenwahn ... Diesbezüglich hat jeder einen Namen im Kopf, allein der Betroffene scheint das nicht so zu sehen. Mit seiner Süßen lässt er es sich in Süddeutschland gutgehen, seit ein, bald zwei Wochen. Malerische Bergstraßen, Zigarre im Mundwinkel und Gudruns Haare im Wind. Die Alpen „öffnen ihren Geist“, sagen sie; am Ufer der Bergseen sinnen sie wohl über ihr Karma nach ... Na, sie haben einfach das Bedürfnis, eine Zeitlang auszuspannen, wie wir alle.

Ich wünsche nicht, den Weg zurück in die Legalität zu finden, und werde demgemäß keinen Antrag auf Amnestie stellen, wie es Heinrich Böll in einem kürzlich erschienenen Presseartikel vorgeschlagen hat. Auf seinen salbungsvoll formulierten Persilschein kann ich verzichten, ich habe Besseres zu tun. Man muss Böll allerdings hoch anrechnen, dass er wenigstens nicht mit den Wölfen heult, auch wenn seine Stellungnahme kaum etwas ändern wird. In jedem Fall besser als Günter Wallraff, der in der *konkret* regelmäßig über „Ulrikes Rote Armee“ herzieht (das Niveau der Zeitschrift hat abgenommen). Nichtsdestotrotz bin ich mit Böll nicht einverstanden, wenn er behauptet, dass „sechs Personen nicht 60.000.000 Deutsche bedrohen können“. Ich für meinen Teil denke, wie ich bereits gesagt habe: doch, das können sie. Das Divisionszeichen, die berühmte Rechenaufgabe 6 auf 60.000.000, in einer gewissen Hinsicht bleibt es doch einer gegen einen, das lässt sich schaffen.

– Weiß jemand, ob wir noch Exemplare von der SPK-Schrift haben, *Aus der Krankheit eine Waffe machen?* ich rufe die Frage in den Flur einer riesigen, sechsräumigen Wohnung in Baden-Württemberg.

– Das wird gerade neu aufgelegt, aber ich kann dir mein Exemplar geben, antwortet Gudrun aus einem der Zimmer heraus. Gib Acht, das ist Dynamit! Sie reicht mir den schmalen Band: roter Umschlag mit dem Foto eines besetzten Krankenhauses, an der Fassade ein Spruchband. Der Druck in Heidelberg fertig gestellt, kein Copyright. Wir setzen uns an einen Tisch und blättern das Heft durch. Sie und Baader haben es in der Zeit ihrer Flucht mit ausführlichen Randnotizen versehen.

– Andy findet, dass es Literatur ist, Samt für die Ohren, wie Rimbaud oder Ginsberg ...

Ich rücke näher: Du machst mich neugierig, sprich weiter!

Das Heft beinhaltet eine freudomarxistische Glosse, von der mir Gudrun eine Kurzfassung liefert. Das SPK oder *Sozialistische Patientenkollektiv* ist aus der Antipsychiatrie-Bewegung hervorgegangen. Die Gruppe wird in den höchsten Tönen gelobt; es vergeht kein Tag, an dem man nicht etwas Neues über sie hört. Ihr Standort Heidelberg liegt nicht sehr zentral, aber man hält uns telefonisch auf dem Laufenden. Die Zeit scheint reif zu sein. Der Beginn der Revolution? Noch kann man nichts Sicheres sagen ... Jedenfalls tut sich was, die Stadt wird blockiert, es soll zu Unruhen gekommen sein.

Das Ganze hat in der Heidelberger Poliklinik angefangen, wo das Psychiater-Ehepaar Huber mit der Belegschaft ein „befreites Territorium“ eingerichtet hat, wenn man so will: eine Kommune im Krankenhaus. An die fünfzig Personen aus dem Ärzte- und Pflegepersonal und etwa genauso viele Patienten haben sich zu einer Art Widerstandszelle zusammengeschlossen, welche dank Agitprop und einem regen Kontakt mit der Außenwelt bald einen hohen Bekanntheitsgrad erlangte. Der Vorteil der kleinen Städte: Demos, Blockaden und Besetzungen

haben eine unmittelbare Wirkung. Es gab schnell Zulauf, und jetzt ist es schon ein halbes Tausend, das da für Aufruhr sorgt. „Es geht um einiges mehr als die bloße Ablehnung der Psychopharmaka, dieser chemischen Zwangsjacken“, erklärt uns Margrit Schiller am Telefon. Die Krankenschwester ist unsere Ansprechpartnerin im Kollektiv geworden. „Die Krankheit als Waffe gegen die Unterdrücker ...“, die Postulate der *Patientenfront* sind aufregend, revolutionär, sie sprengen den Rahmen der Psychiatrie. Noch stehen keine Barrikaden in Heidelberg, aber es kann nicht mehr lange dauern, so hoffe ich zumindest. Wir müssen, wir werden zusammenarbeiten, Gudrun und mir liegt viel daran.

„Und nun, verehrte Zuhörer, die Fortsetzung Ihres Programms: *Götz von Berlichingen* von Johann Wolfgang von Goethe, 2. Akt ...“ Das Radio strapaziert unsere Nerven mit dem germanischen Gesülze: „*Was wollt ihr von mir?*“ – „*Ihr sollt unser Hauptmann sein!*“. Blablabla ... Eine Reklameeinspielung, dann meldet sich der Radiosprecher wieder zu Wort: „In wenigen Minuten, liebe Zuhörer, Glenn Miller und sein Orchester ... *Moonlight serenade ... Everything's Gone Green ...*“ Swing und Heldendrama: Willkommen im Coca-Cola-Deutschland.

– Dieses Radio macht mich fix und fertig, seufze ich schließlich, könnte mal bitte einer die Lautstärke runterdrehen?

Ende September, Anfang Oktober 71. Ich setze meine in Baden-Württemberg begonnene Besuchsreise zu alten Freunden und Bekannten im nördlichen Rheinland fort. Hier treffe ich auch die junge Garde: Ilse, Boock und Gerd. Auf dem Tagesprogramm steht die Organisation der geplanten Einsätze: Überwachung von Polizeistationen, Auskundschaftung und Infiltration. Am frühen Abend diskutieren wir bei einer Tasse Tee.

— Nehmen wir mal an, sagt Ilse, du bist ein Firmenchef, produzierst Schuhe. Du legst einen Lagerbestand an, um auf Nachfrageschwankungen reagieren zu können. Schön ... Aber was ist das anderes als Zukunftsspekulation?

— Sowie Betrug bezüglich des realen Werts der Dinge, füge ich hinzu. Genau darauf beruht eben das kapitalistische System. Es läuft alles ganz verkehrt ab. Das muss aufhören, es muss wieder um die wahren Bedürfnisse der Menschen gehen!

Eine Teekanne später meint Boock:

— Ich denke, jeder sollte sich der historischen Bedingungen bewusst sein, denen sein Handeln unterworfen ist. Grundlegend sind die objektiven Machtverhältnisse in unserem Alltagsleben.

— Stimmt, gibt ihm Gerd Recht, genau hier und nirgendwo anders liegt ja das Kampfterrain. Im kapitalistischen System bedeutet Produktion zwangsläufig soziale Gewalt, und ihr könnt mir glauben, wenn ich sage, dass wir erst am Anfang stehen ... Ulrike hat das, scheint mir, schon mal irgendwo geschrieben ...

Nett, dass er auf meinen Text verweist. Als das Gespräch abflaut, sucht sich jeder eine Beschäftigung, bis es Zeit zum Schlafengehen ist: Ilse löst Kreuzworträtsel, Boock leert eine Flasche Rotwein, Gerd liest halblaut eine Partitur. Ich für meinen Teil habe mich zur Hälfte in meinen Schlafsack verkrochen und schaue ein paar persönliche Sachen durch: eine Photographie meiner Grimassen schneidenden Mädchen, eine alte Einkaufsliste, die meine Mutter geschrieben hat ... Ein Brief an meine kleine Ausreißerin Irene, die jetzt im Gefängnis sitzt. Ich habe ihn, weil er ein bisschen zweideutig ist, nie abgeschickt. Und noch einer an meinen Ex Homann, auch nie abgeschickt, da unnütz. Ich habe gelernt, mich vor mir selbst in Acht zu nehmen ... In jüngeren Jahren hatte ich Beziehungen zu Frauen, später habe ich geheiratet und gesellschaftskonform gelebt. Seit Homann bin ich auf stand-by: weder Frauen noch Männer.

Keine Zeit, und außerdem steht mir der Sinn gar nicht danach. Aber jede Menge Freundschaften, mit Vertretern beiderlei Geschlechts. Das ist, was mir Halt gibt. Bald ein Uhr, ich sollte mich ebenfalls aufs Ohr hauen, die Batterien wieder aufladen.

Wir legen unsere wichtigsten Texte neu auf und verbreiten sie so weit wie möglich. In guten Buchläden findet man mein *Konzept der Stadtguerilla* und Mahlers im Gefängnis verfasste Schrift *Der bewaffnete Kampf in Westeuropa*. Sieht man von den hartnäckigen Ressentiments einmal ab, vertreten wir nach wie vor ähnliche Standpunkte. Ironie des Schicksals: Der Anwalt befindet sich nun tatsächlich in der von Baader für ihn gewünschten Rolle, der des Theoretikers hinter Gittern. Im Berufungsverfahren ist seine Strafe auf 14 Jahre festgelegt worden, eine Ewigkeit.

Aus den zwei Manifesten lassen sich einige einfache Prinzipien festhalten. Erstens: das Primat der Praxis und die Ablehnung des Mythos von der Unverwundbarkeit des Systems (ich). Zweitens: das Primat des bewaffneten Kampfes gegenüber dem Generalstreik-Dogma sowie die Abkehr vom Glauben, das Industrieproletariat sei die Avantgarde (Horst). Wir machen Fortschritte.

Nach Monaten, ja, nach Jahren hitziger Debatten geben wir die Idee vom Klassenkampf als dem „Motor der Geschichte“ endgültig auf. *Tabula rasa*: Die Revolution ist nicht Sache einer Partei, und nicht Glied in einer Kette aufeinanderfolgender Etappen, sondern Ausdruck der individuellen Freiheit schlechthin. Die historische Geduld der Kommunisten kann uns gestohlen bleiben: Es gilt, die Freiheit *unmittelbar* zu schaffen, alles andere kann warten. Der Horizont öffnet sich dem, der sich für die Illegalität entscheidet. Alle Brücken hinter sich niederbrennen ...

Klaus Wagenbach, dem wir den Pseudovertrag verdanken, der 70 die Befreiung Baaders ermöglichte, hat gerade eine Anthologie mit unseren Texten herausgegeben. Wir sind Stars geworden, wie die Stones oder die MC5. Mit ihren schwarzen Sonnenbrillen auf der Nase nehmen die Jungen in unserer Gruppe die Posen müder Helden ein. Das bisschen eitel Kokettieren gestehe ich ihnen gerne zu, ich für meinen Teil habe meine Viertelstunde Ruhm schon gehabt. Jedenfalls gebührt dem Verleger Dank für diese notwendige Publikation. Nun kann man uns lesen, ohne nach Matrizen stinkende Finger in Kauf nehmen zu müssen, und ohne sich dem Verdacht „staatsgefährdender Umtriebe“ auszusetzen. Es lebe das Pflichtexemplargesetz!

Die Diskussionen mit Margrit Schiller sind fesselnd, die Heidelberger Antipsychiater kündigen eine neue Ära an. Mehr und mehr wird mir klar, welche Bedeutung ihrem Engagement zukommt. An die tausend Anhänger, ein ganzes Krankenhaus unterwandert, anerkannte Autoritäten, die sich auf ihre Seite geschlagen haben: ein Rektor, mehrere Wissenschaftler ... Das gibt Hoffnung! Das SPK ist ein unverzichtbares Moment auf dem Weg zur Revolution. Den Leuten wird allerdings das Leben schwer gemacht: Beschlagnahmungen, Hausdurchsuchungen, alle möglichen Einschüchterungsmanöver.

— Ihr seid die wahren Pioniere, nicht diese Politclowns in den Kreuzberger Kommunen, sage ich zu Margrit, als wir eines Abends in ihrer Bude im Studentenwohnheim miteinander diskutieren. Um sie zu treffen, habe ich mir während meiner „Tournée“ einen Abstecher erlaubt ... Das Risiko? Scheiß drauf!

— Sie haben die Krankheit aufgebaut wie alles andere auch, sagt sie, das ist eine Ideologie, ein System. Wir alle sind Geisteskranke, verstehst du, was ich meine? ... Die Irrenanstal-

ten existierten schon vor den Gefängnissen, den Lagern und so weiter.

— Du hast Recht, Margrit: Nicht die Leute sind krank, sondern die Gesellschaft, die sie als krank abstempelt ... So einfach im Grunde, dass wir von der RAF gar nicht daran gedacht haben: die Verrückten politisieren ...

Ich stehe auf, und während ich den Rest vom Abendbrot zusammenräume, lasse ich mir das Gesagte durch den Kopf gehen.

— Der „Verrückte“ als solcher existiert nicht, bekräftigt Margrit anschließend. Ein Ausgefloppter, das ist einfach einer, der seine Genussfähigkeit wiederzuentdecken sucht. Wir sollten uns ihn als Vorbild nehmen, es würde uns entschieden besser gehen.

— Es scheint so, als wären die weißen Kittel den schwarzen Lederjacken ein Stück weit voraus ... Ihr zumindest haltet, was ihr versprecht. Wenn man es bedenkt, eigentlich logisch: Die Kapitalismus-Heilkur muss bei euch beginnen, in den Praxen und Kliniken. Eure Revolution hat Zukunft, soviel ist sicher. Sogar wenn sie unter dem argwöhnischen Auge der Polizei stattfindet.

Um elf Uhr ist Zapfenstreich im Wohnheim.

— Scheiße, ich muss meinen Kittel noch bügeln, morgen fängt mein Dienst sehr früh an, sagt sie und zieht sich vor dem Schrank ihre Kleider aus. Diese unvermutete Striptease-Darbietung in dem engen Raum bringt mich ganz durcheinander, ich bekomme kein Wort mehr über die Lippen.

Am frühen Morgen bleibe ich noch im Bett liegen, während sie zur Arbeit geht; ich versuche, in ihrem Bett noch ein bisschen Schlaf zu finden. In den folgenden Tagen werde ich oft – vielleicht zu oft – an unser Treffen zurückdenken.

Unsere Organisation umfasst mittlerweile sechs Gruppen, die wichtigsten davon in München, Frankfurt, Hamburg und Westberlin. Sie werden jeweils von Baader, Ensslin, mir und Brigitte geleitet – Herbst 71 sind wir insgesamt ungefähr fünfzig. Das Kollektiv entfaltet sich bestens, gewinnt von Tag zu Tag mehr an Know-how und Kampferfahrung. Natürlich, es gibt die Toten, die niemand ersetzen kann, und die Gefangenen, aber das ist nun mal so. Für die einen kann man nichts mehr tun, was die andern anlangt, sollte man sich etwas überlegen, aber haben wir dafür noch die Zeit? Die von linken Anwälten ins Leben gerufene Rote Hilfe bemüht sich darum, die Kontakte zu ihnen aufrecht zu erhalten, was schon mal nicht schlecht ist.

Heute Morgen hat uns ein Genosse aufgesucht, mit einem Brief und schlechten Nachrichten. Es steht nicht gut um das SPK in Heidelberg, die Lage sieht übel aus. Die Repression hat gnadenlos zugeschlagen, die Stadt ist wieder unter Kontrolle und das Feuer scheint erloschen. Es ist soweit, das SPK steht auf der schwarzen Liste, gilt als „verbrecherische Vereinigung“. Die Begründer, das Ehepaar Huber, sind in Haft. Aus der Traum: Ende der Subventionen, Therapien, Pflegemannschaften. Die Presse verspritzt schon ihr Gift, die Bullen haben das Eingangsportal versiegelt; unter den Patienten gab es mehrere Selbstmorde. Auflösung, viele Aktivisten suchen das Weite – unsere Türen stehen offen, wir erwarten sie ...

Während einige Kollektive wie das SPK in den Untergrund gezwungen werden, entscheiden sich andere aus freien Stücken dafür, so die Bewegung 2. Juni von Bommi, Reinders und Co, Ex-Tupamaros West-Berlin und Ex-Blues. Ich halte ein Schreiben mit Logo in der Hand, das *Programm 2. Juni*, das mir ganz den Anschein eines Manifests hat, zumindest eines Entwurfs. „Na, da fühlt man sich doch gleich weniger einsam, wie?“, lautet seit ein paar Tagen mein Standardsatz. „Die vom 2. Juni“, wie wir sie jetzt schon nennen, emanzipieren sich



und wagen den Sprung: ein ordentlicher Knall in Westberlin als Solidaritätsbekundung mit dem Bloody Sunday in Irland. Willkommen, Leute!

Unter den ehemaligen SPK-Mitgliedern, die sich uns anschließen, sind Margrit Schiller, Siegfried Hausner, Hanna Krabbe, Elisabeth von Dyck und Lutz Taufer. Für sie gibt es ein Wiedersehen mit alten Gefährten: Gerd Müller, Carmen Roll und Klaus Jünschke, dem wir den Spitznamen „Spätlese“ verpasst haben. Mit einem Wort: die Elite unter den ausgestiegenen Krankenpflegern, Studienabbrechern und ehemaligen Internierten der *Patientenfront*.

Jahreswechsel 71/72. Deutschland kommt unters Joch: Das ganze Land wird schwadronenweise von uniformierten Einsatztrupps und Zivilfahndern durchkämmt. Meine Zukunft steht immer mehr in den Sternen. Ich kehre nach Hamburg zurück, mit dem Auftrag, hier unsere Präsenz zu festigen. Äußerste Vorsicht ist geboten: Ich verzichte auf Autofahrten, vermeide exponierte Plätze. Mit blondem Haarschopf erkennt mich niemand inmitten der Menschenmengen. Der Ostseewind heult durch die Straßen, zwischen den Lagerhäusern und Speicherhallen am Hafen, sogar unter der Hochbahn. Da bin ich also wieder, in dieser Stadt, in der ich mich – trotz manch schlechter Erinnerungen – zu Hause fühle. Die Ecken und Winkel hier kenne ich wie meine Westentasche; schnell habe ich mich wieder eingewöhnt. Die Stimmung ist anders als in Berlin, zugleich provinzieller und weltoffener. Die Reeperbahn, diese Kiez-Wildbahn, bleibt die beste Zone für uns, Matrosen, Droupouts und Huren führen hier eine Randexistenz, zwischen billigen Absteigen, Sexshops und zwielichtigen Kneipen. Die Trennung von meinen Töchtern schmerzt mich hier noch stärker als anderswo, aber das werde ich aushalten müssen. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, nichts zu machen. Die wenigen behut-

samen Annäherungsversuche mit Hilfe diskreter Freunde sind alle fehlgeschlagen, zu riskant. In dem Viertel, wo sie wohnen, zwischen meinem Ex und meiner Adoptivmutter, wimmelt es nur so von BKA-Leuten.

Wir fünf von der alten Garde sind jeweils für eine bestimmte geographische Zone zuständig, und jeder von uns hält sich heraus aus dem Entscheidungsbereich der anderen. Dadurch werden Reibereien vermieden. Wir tauschen uns übers Telefon miteinander aus. Die Zeiten werden hart für uns, verdammt hart. Das merke ich trotz schlechter Verbindung am Tonfall unserer Stimmen.

Wie schon vor dem Winter verabredet, kommen wir zu einem Treffen in einem ruhigen Vorort von Hannover zusammen. An die dreißig Leute werden erwartet. Grüppchenweise trudeln die Kameraden in dem kleinen Haus ein, während das ganze Viertel schon im Tiefschlaf liegt.

— Wo bleiben sie nur ... ?! Wir haben Mitternacht ausgemacht, das darf doch nicht wahr sein! regt sich Baader auf und späht zum Fenster hinaus. Mir fällt auf, dass er in letzter Zeit schnell mal ausrastet, wenn etwas nicht genau nach Plan läuft. Das ist neu. Wie man dazu auch stehen mag, Andreas verkörpert mittlerweile die RAF, und wir alle haben dazu beigetragen.

— Rauch doch eine Zigarre und komm mal wieder runter, rät Gudrun.

— Aber sicher doch, meine Liebe. Was täte ich nur ohne dich? spottet er.

Ein jeder bemüht sich, die Zeit totzuschlagen, bis die Letzten eintreffen.

Schließlich ruft einer: Da kommen sie, ich habe zwei Autos vorfahren sehen! Es ist Holger, begleitet von Margrit und den letzten SPK-Rekruten.

Baader macht die Einleitung: Wir sind heute Nacht hier, um den bewaffneten Kampf zu organisieren. Es ist an der Zeit, Großaktionen aufzuziehen: Jetzt beginnt der Krieg in den Metropolen.

— Ja, fahre ich fort, und lasst uns darauf achten, dass wir richtig verstanden werden; wir müssen intelligent vorgehen, und so didaktisch wie möglich.

— Einige Genossen, wie Petra und Georg, sind umgekommen, damit wir wachsen können. Ich finde, wir stehen in ihrer Schuld ... Falls ihr einverstanden seid, könnten wir unsere zukünftigen Aktionen nach ihnen benennen.

— Ich habe nichts dagegen, sagt Jan-Carl, und ansonsten, was die ... tja, die ... Konkurrenz betrifft: Weiß jemand, was die anderen planen, die Bewegung 2. Juni, die Revolutionären Zellen? Es wäre blöd, sich ins Gehege zu kommen ...

— Na, da müssen wir uns eben schlau machen! Ich kümmer mich darum, meint Holger. Bundeswehr, Polente, Presse: das sind unsere Feinde, und das werden auch unsere Zielscheiben sein.

Es ist das erste Mal, dass der Filmemacher eine derart kriegerische Haltung demonstriert, die Gruppe nimmt es als Zeichen. Brigitte Mohnhaupt legt ihre Hand auf seine Schulter, was einer Geste kollektiver Zustimmung gleichkommt. Margrit schaut mich an. Sie und die *Patientenfront* haben uns bisher ohne ein Sterbenswörtchen zugehört. Sie scheinen große Erwartungen in uns zu setzen, beinahe unangenehm ... Alles ist gesagt, noch ein, zwei Monate, und der Name *Rote Armee Fraktion* wird in aller Munde sein.

Das Problem „Marianne“ kommt etwas später auf den Tisch, in engerem Kreis. Die Gefährtin von Jan-Carl teilt uns mit, dass sie das Leben im Untergrund satt hat und das Handtuch wirft. Eine schwierige Entscheidung, zumal ihr Freund bei uns bleibt: Die RAF zu verlassen bedeutet, auch ihn zu verlassen. Für Jan ist es bitter. Wie für Holger letztes Jahr, nach dem

Sanatorium, als Beate ihn sitzen ließ. Marianne sieht in der RAF keine Perspektive mehr für sich, ich kann sie nicht umstimmen, aber sie wird mir fehlen.

In einer konspirativen Wohnung in der Paulinenallee in Hamburg-Eimsbüttel schreibe ich *Stadtguerilla und Klassenkampf*, ein neues Manifest, mein zweites. Die Theorie lässt mich nicht los. Man hat mir Jünschke, den jüngsten der SPK-Neuankömmlinge zur Seite gestellt, als Adjutant sozusagen: „Mein Jungchen“ erledigt für mich den Alltag, die Einkäufe und so weiter. Die Denunziantenprämien sind erhöht worden, und die Verhaftungen nehmen in erschreckendem Ausmaß zu. Gestern früh war es Margrit. So kurz erst bei uns und schon ins Netz gegangen ... Mit geschwellter Brust hat der Polizeipräsident der lechzenden Presse seine Jagdtrophäe dargeboten. Das alles geht mir an die Nieren, aber ich versuche, es mir nicht allzu sehr anmerken zu lassen. Ich denke an Peter Homann zurück, meinen letzten Lover, dem ich nach der Rückkehr aus Jordanien den Laufpass gegeben habe. Er ist gewiss irgendwo untergeschlüpft, allein, aber frei. Wir haben, bevor es zum Zerwürfnis kam, doch auch ein paar gute Zeiten miteinander verlebt. Meine Freundin Marianne fällt mir ebenfalls ein, sie versucht wahrscheinlich gerade, das Land heimlich zu verlassen. Ich werde Margrit einen Brief schreiben, an mehr ist nicht zu denken.

Der kleine Jünschke beliefert mich mit Lesestoff, ich habe ihn damit beauftragt, die linken Buchhandlungen und Unibibliotheken abzuklappern; er bemüht sich außerdem, mich so gut als möglich aufzuheitern, mit seinen ewigen Späßen über die Krankenpfleger. Ich darf mich nicht hängen lassen, muss mich auf das Manifest konzentrieren. Aber wird es denn gelesen werden? Und erst verstanden?

Jünschke verbringt viel Zeit am Fenster, wo er das Kommen und Gehen in der Straße beobachtet; er nimmt seinen Auftrag sehr ernst.

— Darauf warst du wohl nicht vorbereitet, als du dich der Gruppe angeschlossen hast, wie? Ich hoffe nur, du langweilst dich nicht allzu sehr?! Keine Sorge, die Situation müsste sich bald ändern.

— No Problem, antwortet er und errötet. Ich verunsichere ihn. Für die Leute seiner Generation bin ich schon ein Mythos! Dieser Steppke. Mit seiner treuherzigen Unschuldsmiene kann er in einem Sportsack ein MG transportieren, und jeder denkt, er ist auf dem Weg zur Eisbahn und seiner Liebsten. In meinem Alter kann ich nicht mehr diese Liebste sein, nein (auch wenn Gudrun das Gegenteil behauptet). Zu viel ist falsch gelaufen, zu viele Enttäuschungen ... Die letzte war Margrit. Mein Liebesleben ist abgeschlossen. Welche Hoffnungen? Ne Nummer hier, ne Nummer da, wie's ebenso üblich ist in einer bunt gemischten Bande ... Nicht wirklich mein Bier. Bisweilen beneide ich Gudrun und Andreas, sie scheinen trotz allem glücklich zu sein, können sich gegenseitig Halt geben.

— Letztendlich bin ich meilenweit entfernt von Reich, Sexpol und dem ganzen Libidokram. In dieser Epoche der befreiten Sexualität lebe ich auf Sparflamme ... habe ich vorgestern Abend Jünschke anvertraut, nachdem ich schon ein paar Gläser intus hatte. Und dann habe ich noch hinzugefügt: Die wärmen ja alle nur Fourier auf, *ad nauseam*. Vom Orgasmus zum *Familisterium*? Wozu soll das gut sein?!

— Fourier kenne ich zu wenig, aber was Reich betrifft, bin ich nicht sicher, ob ich deine Ansicht teile, Ulrike ... Er hat sich nicht weiter darüber ausgelassen, ich war blau. Ein Junge mit Taktgefühl.

Februar-März 72. Wie lange wird es dauern, bis die Sympathie, die man uns entgegenbringt, umschlägt? Wir sind zu sehr abgeschnitten von der Welt, kriegen nichts mit ... Die Zeitungsfrützen machen ihren Job: Schluss mit der „Roten Armee Fraktion“ oder der „Baader-Meinhof-Bande“ der Anfangszeit; mittlerweile sind wir die „anarchistischen Kriminellen“. Es ist aus mit „die rote Ulrike“, „Bonnie & Clyde“ und anderen drolligen Bezeichnungen. Der Krieg wird auch über die Sprache geführt. Was unsere Forderungen anlangt, natürlich keine Silbe: für den Fall, sie würden jemanden überzeugen, man kann ja nie wissen. Die Leute vom BfV statten meinen tatsächlichen oder vermeintlichen Freunden und Bekannten Besuche ab, das reicht von alten Schulfreundinnen bis zu meiner achtzigjährigen Tante. Mein Exmann und meine Adoptivmutter haben sich gegen mich verschworen, sie liefern mit Sicherheit Namenslisten. Und was soll man zu den versteckten Hinweisen bezüglich des Aufenthaltsortes meiner Töchter sagen? So will man mich, die ich alles dafür geben würde, meine Mädchen sehen zu können, in die Mausefalle locken. Wie niederträchtig! Röhl, dieses Aas, schreckt auch vor nichts zurück! Wie konnte ich nur so blind sein? Die Migräneanfälle, unter denen ich jahrelang litt, waren nichts anderes als der körperliche Ausdruck eines psychischen Leidens: sich ständig zurücknehmen, den Mund halten, während er mich vor aller Augen mit seinen Tussen aus der linken Bussi-Bussi-Gesellschaft betrog. Wie fremd man sich im Grunde doch selbst ist! Manchmal kann man sich sein eigenes Verhalten nicht erklären ...

Ende April. Auf unseren Erkundungsfahrten quer durch die Gegend entdecken der kleine Jünschke und ich in der Umgebung von Kassel ein malerisches Fleckchen, das wir zu unserem „Tal der Glückseligen“ erklären.

Wir stellen den Wagen an einem Waldrand ab und beginnen unser tägliches Schießtraining. In der Ferne läuten die Glocken.

— Es gibt keine bessere Beschäftigung für einen Oster-sonntag, wie? witzle ich und lade meine 9-Millimeter.

— Naja, wenn du meinst ... Obwohl einem schon auch andere Möglichkeiten des Zeitvertreibs einfallen könnten, sagt er und feuert schnell los.

Seine Anspielung macht mich sprachlos, ganz perplex. Seit ein paar Tagen ist er ziemlich brummig. Tja, der Arme hat wohl sein Herzchen zu lange nicht gesehen! Das Los der Abgetauchten ... Kann es sein, dass er sich tatsächlich Hoffnungen macht? Wir visieren die an den Bäumen fixierten Zielscheiben an, nicht wirklich konzentriert.

— Ulrike, sage ich mir im Stillen, du bist ein Schaf: Deine unangebrachten Worte über Fourier und dein Sexualleben haben ihn auf dumme Gedanken gebracht. Oder war es Gudrun, die ihm die Flausen in den Kopf gesetzt hat ... ? Nachdem wir mehrere Tannenstämme in Mitleidenschaft gezogen haben, entschließen wir uns zum Aufbruch. Während der holprigen Rückfahrt vermeide ich den Blickkontakt. Er schweigt, doch plötzlich zieht etwas seine Aufmerksamkeit auf sich. Er bremst, hält den Wagen an, steigt aus: GRUNDBESITZ DER DEUTAG / BASALTABBAU / ACHTUNG: EXPLOSIONSGEFAHR! / ZUTRITT VERBOTEN! Das Schild ist teilweise mit Farnkraut überwachsen.

— Los, das schauen wir uns mal aus der Nähe an! rufe ich und übernehme das Steuer.

Ich biege rechts in einen Forstweg ein, durchquere einen Hochwald. Mehrmals muss ich stark aufs Gaspedal treten, da die Reifen durchdrehen. Nach ein paar engen Kurven gelangen wir zum Steinbruch. Wir steigen aus.

Bauarbeitercontainer hinter einem Stacheldrahtverhau, stillstehende Baggermaschinen, keine Menschenseele. In zehn Minuten haben wir uns über den Ort und sein Potenzial einen Überblick verschafft.

— Heute ist Sonntag. Wir müssen das unbedingt noch diese Nacht über die Bühne bringen, morgen sind mit Sicherheit die Arbeiter da, sage ich.

In ausgelassener Stimmung steigen wir wieder in den Opel. Wir verschwenden keinen Gedanken mehr ans Schießen oder anderlei Themen.

Es ist sechs Uhr abends. Baader, Ensslin, Raspe und Meins stehen vor dem Firmenschild. Wir sind nach Frankfurt gefahren und dann gemeinsam mit ihnen wieder hierher, auf die Minute genau zweieinhalb Stunden. Die Brechstangen im Ärmel, warten wir den Einbruch der Nacht ab.

— Steck doch deine Knarre ein! Du siehst ja, dass niemand hier ist, sage ich barsch zu Jünschke. Er tut es, und sagt dabei eingeschnappt, dass er kein kleiner Junge mehr sei. Die anderen beobachten uns, Gudrun grinst. Eins nach dem andern lassen wir die Schlösser der Lagergebäude aufspringen. Fünf- und vierzig Minuten brauchen wir, um uns Zugang zum Munitionsraum zu verschaffen. Die Stahltür öffnet sich mit einem Heidenlärm. Im Lichtstrahl unserer Taschenlampen: Unmengen an Kisten.

Jan-Carl entgeistert: Ich habe noch nie ein solches Lager gesehen!

— Hier ist alles, was unser Herz begehrt! Andreas und Gudrun frohlocken.

Außer Atem knallen die Jungs die Kofferräume mit der darin verstaute Kriegsbeute zu. Mitternacht. Weiter unten im Tal läuten die Glocken in einer Vollmondkulisse zum Jüngsten Gericht ... Die zwei Wagen, die jetzt in der Dunkelheit losfahren, befördern dreizehn Sprengkapseln, vierhundert Meter Sprengschnur und fast 200 Pfund Plastiksprengstoff.



Frankfurt, der elfte Mai, Morgendämmerung. Bombenexplosion im Hauptquartier des fünften US-Korps, ein Toter und dreizehn Verletzte. Am Tag darauf, die gleiche Ladung in den Polizeibehörden von München und Augsburg, fünf Verletzte und mehrere Dutzend beschädigte PKW. Karlsruhe, am sechzehnten: Im Wagen des BGH-Richters Buddenberg detoniert eine mit Sprengstoff gefüllte Feldflasche unter dem Beifahrersitz, allerdings befindet sich nicht er, sondern seine Frau im Wagen. Die Anklageschriften gegen unsere Genossen wehen wie totes Laub auf den Asphalt herab. Heidelberg, am darauffolgenden Mittwoch: Zwei mit Bomben beladene PKW explodieren auf dem Gelände des europäischen Hauptquartiers der US-Army, einer davon vor dem CIA-Gebäude. Dabei wird die Computer-Anlage zerstört, welche den Nachschub für die B-52-Flächenbombardierungen in Vietnam berechnet. Und schließlich der krönende Abschluss: fünf Ladungen im Hamburger Springer-Hochhaus. In der Rolle von Praktikantinnen haben die hübschen RAF-Girls problemlos das Gebäude betreten und ihre Päckchen abliefern können. Allerdings werden unsere Warnrufe in der Telefonzentrale nicht gleich ernstgenommen, das Drehbuch entgleitet uns, es kommt zum Horrorszenario: ein Blutbad im Korrektursaal. Ohne die verletzten Angestellten und Arbeiter wäre die Bilanz hervorragend, ein glänzender Erfolg. Dieses bedauerliche Missgeschick aber wirft einen Schatten auf die ganze Operation, welche von der Linken im Grunde ziemlich positiv bewertet wird.

Es geht heiß her im Inneren, viele sind gegen die Idee, als autonome Zellen zu operieren; etliche Mitglieder steigen aus: nur Handlanger. Es bedrückt mich, an all diese Verletzten zu denken (die Frau des Richters eingeschlossen), aber ich bin doch der Ansicht, dass wir das in Kauf nehmen müssen. Erst im Anschluss an einen Anschlag zeigt sich, wie das Kräftever-

hältnis lag. Und dann ist die Situation nun mal die, die sie ist. Punkt.

Es geht drunter und drüber in der BRD. Von Rheinland-Pfalz bis Brandenburg, von Baden-Württemberg bis Schleswig-Holstein, überall spricht man von Krieg, die Leute gehen in Deckung. Welch *wonniger Monat Mai*. Zwar gibt es einige Glatzköpfe, die im Fernsehen große Reden schwingen, doch Regierung und Bundespolizei hüllen sich eigenartigerweise in Schweigen.

Die Uhren scheinen stillzustehen, schon achtundvierzig, bald zweiundsiebzig Stunden, und immer noch keine Stellungnahme von oben. Das lässt zumindest Zeit für einen Rückblick auf das bisher Geleistete. Zwei denkwürdige Wochen liegen hinter uns, ein Erfolg, den wir uns vor zwei Jahren, als wir in den Untergrund gegangen sind, nicht hätten träumen lassen, auch letztes Jahr noch nicht, als wir damit beschäftigt waren, Knete und Waffen aufzutreiben. Die Saat des libertären Widerstandes der Sechziger geht jetzt auf. Vietnam, Springer, Justiz: Was die APO 68 zu ihren Zielen erklärt hatte, bringen wir heute zur Ausführung. Vier Jahre danach, gut Ding braucht eben Weile. Jeder Operation haben wir den Namen eines gefallenen Kameraden gegeben.

Wir haben erreicht, was wir wollten: zeigen, dass das System nicht unverwundbar ist; der Rest hängt jetzt vom Volk ab. Mitte Mai haben die Weathermen in den USA einen Anschlag auf das Pentagon verübt, genau während unserer heißen Phase! Wohl ein reiner Zufall, aber immerhin ... Wie sie sagen: *Bring the war home!*

In der Woche, in der alles auf stand-by steht, kommt es zu folgendem Gespräch:

— Man hört, dass die Vietcongs hellauf begeistert sind über die Zerstörung der amerikanischen Computeranlage am Neckar, die Mauern von Hanoi sollen voll mit Sprüchen darüber sein! aus Holgers Worten spricht Euphorie und unverhohlener Stolz.

— Superbulle Herold kann einpacken, er hat sich vor aller Welt lächerlich gemacht, fügt Jan-Carl hinzu und zwirbelt mit einem Ausdruck tiefster Zufriedenheit seinen Schnurrbart. Heute Morgen hatte ich eine Unterhaltung mit Reinders: Die vom 2. Juni scheinen ja ganz aus dem Häuschen zu sein!

— Die vom 2. Juni sollen mal schön ruhig bleiben! meint Baader in bissigem Tonfall. Besser, sie ergreifen keine Initiative mehr, sie bauen sonst bloß wieder Scheiße ... Wir warten ab, jetzt ist der Gegner am Zug.

Zustimmendes Kopfnicken. Andreas' Anspielung auf die Pannen, die denen vom 2. Juni unterlaufen sind, höre ich nicht gern. Ich fühle mich persönlich angesprochen, zumal ich es war, die die Anti-Springer-Offensive mit ihnen ausgeheckt hat. Gudrun wirft mir einen leicht gequälten Blick zu. Sie räuspert sich. Bevor sie das Wort ergreift, schließt sie mehrere Male die Augenlider.

— Achtung Freunde, das Orakel spricht, neckt Jan-Carl.

„Jungchen“ Jünschke lässt ein unterdrücktes Kichern vernehmen. Ein eisiger Blick von Baader genügt, um ihn verstummen zu lassen. (Mit seiner neuen Haarfarbe – rot – hat Andys Gesicht übrigens tatsächlich was Furchteinflößendes ...) Jan-Carl und das Paar scheinen sich während der Vorbereitung der Anschläge näher gekommen zu sein; früher hätte er sich nie einen solchen Scherz erlaubt.

Schließlich sagt Gudrun: Seit drei Tagen lese ich aufmerksam die Zeitungen ... Wie ihr alle, nehme ich an. „Privatkrieg“ hier ...

— Ja, Axel Springer in der Opferrolle, zum Kotzen! unterbricht sie Irmgard. Das Schwein lügt ... Diese zynische Sau hat

es einfach geschehen lassen! Unmöglich, dass unsere Warnanrufe ihn nicht erreicht haben!

Irmgard Möller, eine Neue. Die sich beim Attentat auf den US-Stützpunkt in Heidelberg bewährt hat: Sie fuhr einen der beiden PKW, die anschließend in die Luft gejagt wurden. Ein Erstauftritt, der von sich hören lässt! Sie ist ein bisschen durchgeknallt ... Muss man wohl sein, wenn man zu diesem Zeitpunkt in die RAF einsteigt.

— ... „Privatkrieg“ hier, „mörderischer Terrorismus“ da, wir haben den Mist ja alle gelesen ... Gudrun fährt in ihrer Rede fort, als spräche sie zu sich selbst. Sie sparen unsere Forderungen komplett aus, den globalen Kontext des antiimperialistischen Kampfes, kurz: worum es eigentlich geht ...

Nun ergreife ich das Wort: Sie bringen die Leute gegen uns auf. Das Kriegsszenario liegt bereit. Tut mir leid, wenn ich dir widersprechen muss, Andreas, aber der Feind hat zum Gegen-schlag schon ausgeholt!

Er blickt in die Runde, bläst den Rauch seiner Zigarette in Ringform aus. Eins zu eins. Nur Klein-Jünschke rafft nichts: Mit glasigen Augen sitzt er da und scheint kurz vor einem Lachanfall zu stehen. Komisch, dass ich mich dem Bengel mal nahe fühlen konnte ... Neuerdings lässt auch er sich einen Schnurrbart wachsen. Einfach lächerlich.

— Bis Montag müssen wir unbedingt einen absolut zuverlässigen Unterschlupf aufgetrieben haben, sagt Irmgard mit Nachdruck.

— Du hast nicht Unrecht, befindet Baader. Auch was du gesagt hast, Gudrun, stimmt. Aber trotz allem, Mädels, ich finde euch ziemlich miesepetrig heute. Entspannt euch doch ein bisschen, verdammte Scheiße ...

— Genau, sagt Holger, wenn wir schon mal Grund zum Feiern haben! Wir brauchen jetzt nur noch abzuwarten, bis die breite Bevölkerung sich uns anschließt, habe ich recht?!

— So, und jetzt, Kläuschen, rück das Pot raus, du bist ertappt! Jan-Carl grinst erwartungsvoll in Jünschkes Richtung und reibt sich die Hände.

Der Angesprochene hustet, fingert dann ohne große Begeisterung zwei kümmerliche Blättchen aus der Hosentasche.

— Scheiße, der falsche Hund hat alles aufgeraucht! Holger begleitet seinen Ausruf mit theatralisch zum Himmel erhobenen Händen: Gott bewahre uns vor den „Krankenpflegern“ und ihrer Medizin! Lachen. Die allgemeine Triumphstimmung behagt mir nicht. Ich stehe auf, um das Fenster zu öffnen, der Jointqualm stört mich. Schade um die Abwesenden, ein Mahler oder eine Marianne hätten die Leute schnell wieder auf den Boden zurückgeholt.

Die ersten wirklich schönen Tage haben lange auf sich warten lassen ... Schwer, ihnen zu widerstehen. Eine Energie treibt mich vorwärts, so als ob das Leben von früher weitergehen könnte, als ob noch alles möglich wäre. Mitten am Tag gehe ich raus, ein Spaziergang in Hamburg. Gegen jede Regel, ich spinne total. In der Tat: Ich stehe auf, ziehe meinen Trenchcoat an und laufe die Treppen runter; vor der Haustür könnte ich noch umdrehen, aber nein. Ich muss einfach mal Druck ablassen. Es zieht mich auf den Kiez, in das schmutzig-schrille, bunt schillernde Elend der Reeperbahn. Am Ende einer schmalen Gasse das Café Lehmitz, eine ziemlich düstere Kneipe. Ich komme zum zweiten Mal hierher. Ein dufter Ort, wo allerdings jederzeit Razzien stattfinden können. Arbeitslose Hafendarbeiter, Matrosenhuren, ins Alter gekommene Randgestalten ... Inmitten dieser Leute auf dem sozialen Abstiegleis fühle ich mich aufgehoben, irgendwie sicher. Ich sitze im Hinterzimmer und trinke mein Bier, meine 9-Millimeter in der Manteltasche, niemand richtet den Blick auf mich, niemand geht mir auf die Nerven. Ich blättere die Zeitungen durch, Lokalteil, Familienanzeigen,

Kreuzwoträtsel, Kinoprogramm. *Die Liebe am Nachmittag, Die Angst des Tormanns beim Elfmeter ...* Vorgestern hat mich ein Mann angesprochen, ein Photograph mit einem starken ausländischen Akzent; er ist auch heute da. Als er auf mich zukommt, lasse ich meine Hand in die Tasche gleiten. Die Kellner nennen ihn „den Künstler“, er soll von vielen hier in der Gegend eine Porträtaufnahme gemacht haben. Ich ziehe schließlich meine Hand wieder aus der Manteltasche und lasse mich zu einem Gespräch hinreißen. Sein Angebot, mich hier am Tisch zu porträtieren, „ganz natürlich“, schlage ich aus. Das bringt ihn nicht davon ab, mit mir zu plaudern. Wir sprechen über Photographie, Kino, und trinken unser Bier. Kein Wort über Politik, was zur Abwechslung eine wahre Wohltat ist. „Hör zu, wenn ich mal mit meinen Töchtern vorbeikomme, schießt du uns ein schönes Gruppenphoto, ja?“. Das ist mir so rausgerutscht, damit es ihm nicht etwa einfällt, mich anzumachen. Und weil ich einfach Lust hatte, meine Mädchen zu erwähnen. „Wie heißen sie?“ fragt er. Ich lüge: „Lila und Ursula“. Mit einem Schlag ist mir ganz elend zumute, ich raffte mich hoch, nehme meine Sachen und verschwinde. Die Kneipengäste blicken auf, als ich überstürzt zum Ausgang eile und die Tür hinter mir ins Schloss fallen lasse.

Wir befinden uns in einem schrecklichen Ungleichgewicht, einem krassen Missverhältnis. Der Feind hat schließlich doch den Gegenangriff gestartet, sei es in München, in Stuttgart, Frankfurt, Köln, Dortmund, Hannover, Bremen, Kiel oder Hamburg. Die Steckbriefe in den Banken, den Postämtern und gar den Bäckerläden stimulieren die Vorstellungskraft der Spießer. An allen Ecken und Enden mit Phantombildern konfrontiert, beginnen die Leute, sich gegenseitig argwöhnisch zu beäugen. Die Telefonzentralen, hört man, laufen heiß. In den besetzten Häusern und den Kommunen finden Razzien statt, die Beu-

te ist mager: einige P38, etwas Dynamit, jede Menge Gammeler. 200 Verdächtige seien in der Zentrale des BfV zum Verhör, heißt es. Reine Augenwischerei, es läuft eine Art Gegenguerilla ab, die Mithelferschaft in der Bevölkerung soll gebrochen werden, das Übliche eben. Die letzten echten Journalisten ziehen den Schwanz ein: Keiner lässt jetzt mehr ein kritisches Wort vernehmen, weder Böll noch sonstwer ... Die Sozialdemokratie schwingt die repressive Keule, Brandt und seine Berater gehen ganz auf in ihrer Rolle: Willy und seine Kumpel spielen mal wieder die gemäßigte gegen die radikale Linke aus. Immer das gleiche Spiel.

Die Ideen altern unglaublich schnell; wir, die RAF, bleiben nicht stehen ... „Der Zweck und die Mittel“, „die neue Gesellschaft“: derlei Fragen haben sich für uns erledigt. Der Gedanke einer Staatsbildung ist uns absolut fremd, wie jedem wahren Revolutionär. Keine sakrosankte Partei, nichts, was irgendwie in eine gegebene Struktur passen würde. Unser Aktionsfeld ist klar umgrenzt: Es geht um den *Widerstandskampf*. Keine Partei, sehr wohl aber eine Fraktion ... Die RAF steht dem Feind heute auf Augenhöhe gegenüber. Seit dreißig Jahren waren in Europa keine Militärstreitkräfte mehr getötet worden, jawohl. Jetzt nur nicht locker lassen, auch wenn's schwer ist. Der Krieg muss weitergehen. Bommi Baumann, Ex-K1 und Mitglied des 2. Juni, hat das Handtuch geworfen. Seit einer Woche suchen ihn seine Genossen, er hat sich vom Acker gemacht.

Es herrscht höchste Gefahrenstufe. Wir halten uns versteckt in unseren Basislagern, auf vier, fünf Standorte verteilt. Die Situation kommt einer Belagerung gleich, jeglicher Ortswechsel ist ausgeschlossen. Es ist unsere ultimative Bewährungsprobe, umso mehr, als wir isoliert sind, die einen von den anderen abgeschnitten. Wir dürfen uns von der Angst nicht lähmen lassen. Es gilt, unter allen Umständen weiterzuma-

chen. Eine legale Aktivistin versorgt unsere Zelle in Hamburg regelmäßig mit Proviant, ziemlich großzügig bemessen; zwischen den Porreestangen und den Nudelpaketen finden sich des öfteren Bücher: Sartres *Die Eingeschlossenen* etwa, oder *Letztes Weekend* von Tante Agatha Christie sowie Althusser, der orthodoxe Marxist, der seine Meinung radikal geändert hat. Ich denke an die Zukunft, mache Notizen, unterhalte mich mit den anderen. Unsere Verbindungsperson berichtet, dass draußen eine Art Ausnahmezustand herrscht, die Justiz im Schnellverfahren abgewickelt wird. Sich mal eben Butter oder ein Pils zu holen, kann zu manchen Tageszeiten mühsam werden. Da sie die Nase gestrichen voll haben von den ständigen Kontrollen, kleben sich viele junge Leute Sticker an die Windschutzscheibe ihres Autos: „ICH GEHÖRE NICHT ZUR BAADER-MEINHOF-GRUPPE“. Mein Gesicht schmückt das Titelblatt vom *Stern*: „Die meistgesuchte Frau Deutschlands“. Stets zu Diensten ... Wenn ich daran denke, dass ich vor kaum drei Jahren erwog, für dieses Schundblatt zu schreiben!

Ich fülle ein Heft nach dem anderen, versuche, meinen, unseren Gedanken Form zu verleihen, nah am Zeitgeschehen zu bleiben. Mittlerweile kann keine Rede mehr davon sein, dass das Proletariat der Metropolen die antagonistische Klasse stellen wird. Es ist zu stark im System eingebunden, wird zu sehr manipuliert. Falls es denn überhaupt ein Proletariat gibt, ich meine, falls ein Proletariat sich erhalten hat, so in der dritten Welt, in Lateinamerika, Asien, Afrika ... Diese Überlegungen präsentiere ich meinen Genossen, ohne auf Vorbehalte zu stoßen. Im Grunde wiederhole ich die Postulate unseres letzten Manifests, welches hiermit in seiner Gültigkeit bestätigt wird. Blicken wir den Tatsachen ins Auge: Die RAF hat der Masse immer schon misstraut. Das Lumpenproletariat, an das wir eine Zeit lang, während unserer „sozialen Phase“, geglaubt hatten: die Lehrlinge, Kleinkriminellen, türkischen Gastarbeiter ... Sie haben uns enttäuscht, sie waren nicht da, als ... Sie sind nicht



da, jetzt wo der Zeitpunkt gekommen wäre. Als ob die Ausgegrenzten, die notwendig für den Kampf sind, die Signale zum Gefecht nicht gehört hätten.

Halten wir fest. Schlussfolgerung Nummer eins liegt auf der Hand: Heute kämpfen wir nicht mehr „für die Massen“, sondern *vom Lager der Massen aus*. Ein feiner, aber entscheidender Unterschied. Schlussfolgerung Nummer zwei: In Europa beschränkt sich das Proletariat in seiner ultimativen Form auf uns. Wir, die RAF-Mitglieder, sind das, was vom Proletariat übrig bleibt. Das revolutionäre Subjekt, das sind wir. Die Übergangsperiode können wir in den Wind schreiben: Das Modell einer Revolution, die durch vereinte antagonistische Kräfte zustande käme, hat ausgedient.

Unser Schweigen seit den Attentaten verunsichert den Gegner zutiefst. Wir stellen keinerlei Forderung. Weshalb, für wen? fragt sich ein jeder, vom Büroangestellten zum hohen Beamten. Einfach nur, um den Weg zu zeigen. Wir führen mit niemandem einen Dialog. Alles was wir wollen, ist dem System einen Schlag zu versetzen. Es zählt einzig und allein der weltweite Widerstandskampf, der geschaffen werden muss.

Bald Ende Mai, die Gruppe hält stand, kein aktives Mitglied ist aufgefliegen. Alle haben höllisch aufgepasst, und so lief bisher alles gut. Das stimmt uns zuversichtlich, motiviert uns dazu, mit frischer Kraft weiterzumachen: Die Logistik ist verbesserungsbedürftig, und es gilt, neue Zielscheiben zu bestimmen. Allerdings sind auch Verluste zu beklagen: Während es um die Basiseinrichtungen im Allgemeinen nicht schlecht bestellt ist, befindet sich unser Kontaktnetz in einem kümmerlichen Zustand. Das will heißen, dass wir immer weniger Anhänger haben, auch wenn das niemand so sagen würde. Wir sollten uns wieder vertragen mit den anderen Widerstandsbewegungen, dem 2. Juni etwa und den Revolutionären Zellen, wir sollten

Kontakt aufnehmen, zumindest ein Lebenszeichen von uns geben. Es kann wieder losgehen, Arbeit gibt es zur Genüge!

Die von den Strategen des feindlichen Lagers (Massenpsychologen, politische Kommunikationsberater und so weiter) bewusst inszenierte Fixierung auf Baaders Person erreicht ihren Höhepunkt. Der Staatsfeind Nummer eins – da es nun mal einen braucht – ist er. „Ich bin weder ein Bonnot noch ein Barrow oder sonst wer: Die Zeitungsfritzen sind die letzten Arschgeigen!“, ärgert er sich. Andreas ist komplexer als allgemein angenommen wird. Er klopft große Sprüche und hat gleichzeitig Angst, er kann jemanden abgrundtiefe Verachtung spüren lassen und ihn gleich darauf beweihräuchern, er gibt sich mal egoistisch, mal altruistisch. Ob man ihn nun mag oder nicht ... schwer zu entscheiden, sogar ich bin mir nach all der Zeit noch unschlüssig. „Gewalt ist eine ökonomische Potenz“, diesen Satz zitiert er oft, und er charakterisiert ihn bestens. Selbstverständlich gilt das für die Gefühlswelt genauso: Auch im Bereich der Emotionen birgt die Gewalt ein enormes Potential. Es ist keinem von uns entgangen, dass das stürmische Liebesleben der beiden Spuren hinterlässt, seelische wie körperliche ...

– Nur weil Baader ein Kerl ist, braucht er deswegen noch lange nicht das Kommando zu haben, sagt die wahnwitzige Irmgard eines Tages, als wir allein in der Hamburger Bude sind.

– Stimmt, Irmi. Andererseits ist es doch so, dass, während sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Herrn Baader richtet, wir Mädels freie Hand haben!

– Anscheinend haben die Bullen den Auftrag, insbesondere die Frauen im Auge zu behalten, es heißt, sie stellen mittlerweile die Überzahl in den bewaffneten Kampfgruppen.

– Die Muschis bringen die Gummiknüppel zum Zittern, na, das ist ja mal was Neues!

Wir lachen schallend. Ich mag Irmgard, komme gut mit ihr klar. Im Gegensatz dazu wird beispielsweise Gudrun mir

mehr und mehr fremd. Es ist schwer, aus ihr schlau zu werden, manchmal ist sie irgendwie nicht wirklich da, schlägt sich wohl mit ihren privaten Problemen herum. Ihr Vater, der Pfarrer, ihr Macker, der *Hero*. Da bleibt kaum Platz für Frauenfreundschaften ... Eines muss man ihr neidlos anerkennen: Unter den gegebenen Umständen, also bei dem Leben, das wir führen, eine funktionierende Beziehung aufrechtzuerhalten, das ist bereits eine Leistung, ja, fast schon eine Heldentat. Ohne ein gewisses Maß an Selbstaufgabe geht das gar nicht. Nur sie und Andreas haben das geschafft, alle anderen Beziehungen sind über kurz oder lang in die Brüche gegangen: Die Paare haben sich getrennt beziehungsweise einer der beiden ist ausgestiegen.

Vielen von uns fehlt der Kontakt zur „Szene“. Die Stimmung ist ziemlich gedrückt, doch keiner jammert oder beklagt sich. Es ist nicht einfach, sich an ein so zurückgezogenes Dasein zu gewöhnen. In unserem Versteck gehen wir immer wieder bis ins kleinste Detail die einzelnen Szenarios durch: Angriff, Rückzug, Deckung ... Am Anfang aufregend, aber mit der Zeit mühselig. Selbstverständlich hat für jeden von uns die Gruppe Vorrang, persönliche Bedürfnisse rangieren an zweiter Stelle. Hier und da haben wir noch Beziehungen zu Leuten in der „legalen Welt“, sie sind allerdings rein privater Natur. Und sogar da ziehen wir es vor, über gewisse Themen lieber nicht zu diskutieren. Kommt es zu Meinungsverschiedenheiten, beharren wir nicht auf unserem Standpunkt. Wozu auch? Wenn man schon mal zwei Stunden hart erkämpfte „Auszeit“ hat, möchte man nicht, dass das Treffen durch Unstimmigkeiten getrübt wird. Wir haben vor allem ein Bedürfnis nach Aufmunterung und Verständnis von uns nahestehenden Personen. Und wir wollen den dünnen Faden, der uns noch mit unserer Vergangenheit verbindet, nicht reißen lassen.

Denen vom 2. Juni kann man auch gar nichts recht machen. Es vergeht keine Woche mehr, ohne dass sie unsere Entscheidungen bemängeln. Sie werfen uns Theorielastigkeit und leichtfertige Vereinfachungen vor. Sich selbst halten sie für undogmatisch:

— Warum seid ihr von der RAF so fixiert auf Kämpfe, die in der Ferne stattfinden? Jetzt und hier geht's ab, das ist, was zählt, nicht Lateinamerika! Kommt mal wieder auf den Boden der Tatsachen zurück, Leute!

— Euer Problem ist, dass ihr auf der Stufe des saftlos-seichten Engagements steckengeblieben seid. Ihr werdet nie ernstzunehmende Widerstandskämpfer sein, echte Guerilleros! Legt euch doch mal ein bisschen ins Zeug, verdammt nochmal!

— Wozu seid ihr überhaupt hergekommen, uns abzukanzeln, oder was? Den Auftakt zu geben für den Kampf in den Metropolen? Falls ihr es tatsächlich immer noch nicht gecheckt haben solltet – in den Höhen, wo ihr euch bewegt, ist die Luft ja ziemlich dünn ... Millionen Deutsche haben die Nase gestrichen voll von eurer Arroganz!

— Das Volk, darum geht's jetzt gar nicht. Wir reden vom effizienten Gebrauch der Gewalt im Kampf gegen den Staatsapparat. Wo steht ihr diesbezüglich? Wie weit seid ihr? Wir warten auf eure Vorschläge, Genossen ...

*Status quo* mit den „Cousins“, wir sind keinen Schritt weiter gekommen, weder mit den Leuten vom 2. Juni, noch mit den Revolutionären Zellen.

Sie haben alle Mittel zur Verfügung, pflegte die hübsche Krankenschwester Margrit zu sagen, und dann aufzuzählen: Anstalten, Gefängnis, die Medien ... Na, wenn das mal keine erbauliche Feststellung ist! Die den Kampf weiterhin vom legalen Lager aus führen, greifen zu Argumenten, mit denen sie sich wohl selbst überzeugen wollen: Sie werfen uns unseren Bekanntheitsgrad vor, stellen uns als publikumsgeliebt hin. Diese ganze Debatte geht mir auf den Geist. So ist es nun mal: Man engagiert sich gegen das, was man verabscheut, man kämpft dagegen an, und irgendwann gebraucht man dabei dieselben Waffen wie der Feind ... Die perfekte Methode, den einzig richtigen Weg gibt es eben nicht. Man müsste sich etwas Neues ausdenken, Margrit hat absolut Recht. Im Augenblick aber gibt es für uns nur eine Priorität: durchhalten. Und das heißt, unsere Position zu verhärten und den Preis dafür zu zahlen. Was das bedeutet, ist mir nur allzu sehr bewusst. Ich habe mich in politischer Hinsicht befreien können, mein Liebesleben jedoch liegt brach. Heirat, Ehemann, Kinder ... Im Rückblick stelle ich fest, dass ich, was die Sexualität betrifft, mich sehr schnell den gängigen Mustern angepasst habe. Jetzt frei zu werden von äußeren Zwängen und Hemmungen: schwierig. Wo, wann, wie, mit wem?! Eine Gudrun, eine Irmgard oder eine dieser jungen Frauen, die neu dazugekommen sind: Sie alle haben schon im Alter von zweiundzwanzig oder fünfundzwanzig eine Freiheit erlangt, von der ich damals nur träumen konnte. Zehn Jahre zu früh geboren ...

Wir sind es, und zwar beinahe wir allein, die die grundlegenden neuen Gedanken der Zeit aufgegriffen haben. Den Meistern der Frankfurter Schule gegenüber stehen wir in keinerlei Schuld mehr. Die subversive Praxis, vor der die alten Knacker immer zurückgeschreckt haben ... Wir haben sie verwirklicht. Die Kritik ist schließlich nicht alles, es kommt der Moment, wo

man handeln muss. Das heißt, dem Feind nicht ausweichen, sondern seine neuralgischen Punkte ausmachen und dann angreifen. Man wird mir entgegengehalten, dies sei nicht die Aufgabe der Intellektuellen: kann sein ... Wie auch immer, zwischen uns und den Professoren hat sich eine Kluft aufgetan. Adorno hat den Hörsaal mit Hilfe der Polizei räumen lassen, Horkheimer hat sich in der Presse von uns distanziert. Nur Marcuse hat Loyalität bewahrt. So stehen die Dinge nun mal. Die RAF hat Frontstellung bezogen im Kampf gegen die zum Vernichtungsapparat mutierte „instrumentelle Vernunft“, sowie gegen das „falsche Bewusstsein“ des Proletariats. Erstens, indem wir die repressive Vernunft des Feindes angriffen; zweitens, indem wir die Menschen einer Konfliktsituation aussetzten, um zu sehen, wie sie reagieren. Nun, wir haben gesehen ... Es gibt noch etliche Konzepte, die man anführen könnte, die „große Verweigerung“ Marcuses etwa, oder Adornos „beschädigtes Leben“, aber genug: Schluss mit den Anleihen bei den Theoretikern.

Ende Mai 72. Seit mehreren Tagen haben wir von den Jungs keine Nachricht. Ich bin beunruhigt. Endlich der lang erwartete Anruf von Holger aus Frankfurt. In dem Café ist zu viel los, ein ständiges Kommen und Gehen vor den Toiletten, und die Verbindung ist schlecht.

— Du und die Hamburger Genossen, ihr müsst uns vertrauen, sagt er. Wir sind zuverlässig, macht euch keine Sorgen.

— Erwinnere bitte den Rotschopf daran, dass er sich keine Extratour leisten soll, dass die Gruppe ihn im Auge hat, okay?

— Gut, äh ... in Ordnung. Was gibt's sonst Neues bei euch? Läuft alles so, wie ihr wollt? Ich bin sicher, ihr habt einiges ... in Arbeit, so wie wir. Er stammelt ein bisschen. Wir werden uns bald mal beraten müssen ... Organisatorisches, du verstehst mich ...

Keine allzu eindeutigen Aussagen am Telefon; Holger tut sich schwer damit, er ist nicht gerade geschickt. Wir hängen auf. Unser Filmmacher ist in einer unbequemen Lage, er steht sozusagen zwischen zwei Fronten. Aber er wird meine Worte weiterleiten, da habe ich keine Bedenken. Er merkt es ja selbst, wenn Baader zu weit geht. Ich verstehe mich nach wie vor bestens mit Holger, zu Jan-Carl hingegen habe ich keinen besonders guten Draht mehr. Es ist lange her, dass wir gemeinsam leidenschaftlich über Pädagogik und Jugendkriminalität diskutierten. Mittlerweile geht Jan zu seiner intellektuellen Vergangenheit auf Distanz. Er ist nun wild gestylt, und erzählt jedem, der's hören will, dass er vor seinem Doktorat eigentlich Chemiestudent war. Er hält sich wohl für nichts weniger als ein Sprengstoff-Genie. Seit Marianne, seine Ex, weg ist, übt Andreas einen unheimlich starken Einfluss auf ihn aus.

Unser Cowboy Herold lässt wahrscheinlich die gesamte BRD abhören. Mit den Millionen Mark, dem Heer von Informanten und den Yankee-Computern stehen ihm genügend Mittel zur Verfügung. Seine Leute können mitten in der Nacht bei jedem Normalbürger aufkreuzen und alles drunter und drüber werfen. Sie haben das Gesetz auf ihrer Seite. Was es da noch an kritischer Opposition gab, ist ausgemerzt worden. Die Utopie-Klammer kann geschlossen werden. Kathmandu, Woodstock und Acid-Trips ... Aber doch auch wir, ich meine, wir vom bewaffneten Widerstand, haben die ausgehenden 60er Jahre entscheidend mitgeprägt. Es ist an der Zeit, die Kinderschuhe abzulegen, die Kampfzonen weiten sich überall aus. In Frankreich die Proletarische Linke, in Italien die Roten Brigaden, die *Angry Brigade* in Großbritannien, die *Weathermen* in den USA ... Überall wird geschossen und gekidnappt, was das Zeug hält, Abteilungsleiter, Firmenchefs und höhere Beamte. In der sogenannten „freien Welt“ mögen wir heute an die fünfzehn-, viel-

leicht zwanzigtausend Leute sein, die sich bereithalten ... Wegbereiter einer Massenerhebung, falls uns die Umstände gewogen sind ... Das Wort „Revolution“ kommt mir nicht über die Lippen, Aberglauben wahrscheinlich ... Na, wir wollen mal auf Holz klopfen! Die Heidelberger *Patientenfront* hätte es nach unserer Anschlagswelle im Mai beinahe geschafft, viel fehlte nicht mehr. Die Zeit wird kommen, bestimmt.

— Ulrike, ich schnorr dir eine HB, okay? Irmgard, die Irre, öffnet das Päckchen und meint dann, enttäuscht: Scheiße, nur noch drei! Die Glimmstengel sind bald alle!

— Lass uns die zusammen rauchen, so bleibt uns noch jeweils eine für morgen früh.

In der Nacht träume ich, dass unsere Wünsche sich erfüllen, dass unser Kalkül aufgeht, das Volk sich erhebt und Polizei und Bundeswehr sich mit uns verbrüdern.

Anschließend, in einem bayerischen Gasthof:

— Baader, bring mir den Kopf von Brandt, aber dalli!

— Gewiss doch, verehrte Dame ... Kellner! Ich seh' mal in der Küche nach, was sich machen lässt ... Der Deckel, den Andreas sodann mit einem dämonischen Grinsen lüftet, gibt den Blick frei auf ... den Kopf von Lenin!

— Die RAF hofft, dass Fräulein Meinhof angetan sind? Eine kleine Aufmerksamkeit des Hauses ...

Ich schrecke zusammen, während er unter dröhnendem Gelächter verschwindet.

Um vier Uhr früh wache ich schweißgebadet auf, schlafe bald darauf wieder ein, und setze den Traum dann quasi dort fort, wo er geendet hatte. Es tritt ein: Gudrun in Pastorenkleidung, heulend und mit einem blauen Auge.

— Ach Ulrike, Andy will mich nicht zum deutschen Volk sprechen lassen! Siehst du nicht? Sie sind alle gekommen, um Abbitte zu leisten für das, was sie der Arbeiterbewegung ange-



tan haben ... Nun gut, ich möchte ihnen die Absolution erteilen. Schwuppdwupp, das geht ganz einfach!

— Vergiss es, Gudrun, sie sind immer noch nicht soweit! Sieh doch, das sind Komparsen, die man für den Tag eingestellt hat. Was, ich brülle?! Na und, dann brülle ich eben!

— Noch einmal! ruft Holger, die Kamera in der Hand. Ton ab, Motor ... Klappe, die zweite!

— Wach auf, Ulrike, ich bin's doch, Irmgard!

— Shit, ich habe geträumt ... Wie spät ist es? Haben wir noch Kippen?

Sie zeigt auf den Wecker: sieben Uhr. Dann wirft sie mir mit einer sarkastischen Grimasse die leere Zigarettenpackung hin: Veräppel mich nicht auch noch! Schlaflosigkeit ist eine üble Sache, wie ... ? Ich denke mir: So durchgeknallt ist sie gar nicht ...

— Na gut, ich lauf runter zum Automaten. Du hast Schwein gehabt, ich bin dran.

— In Ordnung, aber gib Acht.

Ich stelle mich unter die Dusche. Das Wasser ist eiskalt, der Boiler kaputt. Nichts funktioniert mehr.

Baader, Raspe und Meins sind immer noch in Frankfurt, während man in den Zellen in Hamburg, Westberlin und anderswo auf ein Lebenszeichen von ihnen wartet. Unter solchen Umständen ist es nicht einfach, irgendetwas zu planen. Und dabei fehlt es nicht an Ideen. Gerade eben ist Gudrun hereingeschneit, ganz unvermutet. Ich habe ihr auf die Schnelle eine Bleibe auftreiben müssen.

Sie ist nervlich am Boden, schildert mir das Gespräch mit ihrem Kerl, das sie schließlich dazu gebracht hat, ihre Sachen zu packen. „Eine Terroraktion muss wie ein Stück Free Jazz sein: Es läuft wie geschmiert und ist doch Improvisation ...“ (er). „Ach Andreas, alle Jazzmen sterben ...“ (sie). „Na, dann halt wie

ein Hendrix-Solo: Rückkopplungseffekt mit Crescendo!“ (er). „Hendrix ist auch tot, *remember?*“ (sie). „Hendrix ist unsterblich, verdammt! Hör auf herumzuzicken und zieh Leine!“ (er). Sie ist außer sich vor Wut. Ich soll mit ihm reden, habe aber null Bock darauf. Mir liegt seine Bemerkung über die Patzer im Springergebäude noch auf dem Magen, die Schnitzer, die angeblich unsere Großoffensive versaut hätten. Ganz offensichtlich ist unserem starken Mann seine Rolle zu Kopf gestiegen.

Ich brauche mal wieder eine Abwechslung, und vielleicht auch ein paar gute Ratschläge, wer weiß ... Neue Energie tanken. Und so statte ich den Zellen in Hannover und Bremen einen Besuch ab, und melde mich auch bei meinem alten Freund, dem Professor Brückner. Weder ihm noch mir selbst ist es entgangen: In der Linken herrschen zum Teil Unruhe und Sorge, Mut- wenn nicht gar Hoffnungslosigkeit. In letzter Zeit denke ich manchmal, dass unsere Großoffensive verfrüht war, dass wir uns an dem ganzen Sprengstoff die Finger verbrannt haben, dass der taktische Rückzug nicht genügend vorbereitet war. Am Telefon hat ein Sympathisant gesagt, wir seien verrückt geworden, wir säßen knietief in der Scheiße, keiner würde uns mehr unterstützen in unserem Krieg gegen den Staatsapparat. Ich habe ihn zum Teufel gejagt und aufgelegt. Wir dürfen niemandem mehr trauen. Hubschrauberpatrouillen über unseren Köpfen, Straßensperren im ganzen Land, Fragen, Verdächtigungen ohne Ende. Die Staatsgewalt bereitet die „Aktion Wasserschlag“ vor: An die hunderttausend Mann sind im Einsatz auf dieser ultimativen Antiterror-Treibjagd. Mein Gott, hunderttausend ... Heute Morgen ist auf einem Teach-in in der Uni Frankfurt eine Stellungnahme von uns verlesen worden. Ich ziehe darin die Bilanz der gegenwärtigen Kampfschauplätze in der Welt, setze einiges in Perspektive, stelle anderes klar. Ganz bewusst provoziere ich die Studenten: Genossen, ihr vergrabt euch in Büchern, statt Bullen zu vergraben. Ihr diskutiert lang und breit, Kuba und Vietnam, während ein Zug nach dem

andern abfährt. Worauf wartet ihr?! Die Studentenbewegung und ihre Erben enttäuschen mich, sie verharren in der Defensivstellung, genau wie es die Altmeister Dutschke und Konsorten gepredigt hatten.

Erster Juni 72. Vormittag, etwa zehn Uhr. Ich höre wie einige Leute sich aufgeregt vor einem Geschäft unterhalten. Und dann fällt mein Blick ins Schaufenster einer Elektrowarenhandlung: Auf einem Bildschirm erkenne ich die Gestalten von Baader, Raspe und Meins. Sie haben sich festnageln lassen, in der Nähe unseres Hauptwaffendepots, einer Garage in einer Frankfurter Wohnsiedlung. Das Versteck war sehr einfach auszuheben, nicht zuletzt aufgrund des davor abgestellten Porsche. Diese Vollidioten, ich habe es ja kommen sehen! Sind ihnen tatsächlich ins Netz gegangen ... Wie konnten sie nur so unvorsichtig sein?! Ein braver Bürger hat sie also am frühen Morgen ausgeliefert ... Eine halbe Stunde später, ich habe mich in einen Park geflüchtet. „Die Garage ist von hunderten Einsatzkräften umstellt“, ein mittelgescheitelter Student mit Transistorradio am Ohr gibt die Information seinen Freunden weiter. Seit gut zwei Stunden halten die Genossen stand. Ich aber irre durch die Stadt, erschüttert, verstört, meine Tarnbrille schief im Gesicht und das Kopftuch verrutscht. Ich kann jetzt unmöglich heimgehen und mich verschanzen, nein, wie gehetzt laufe ich durch die Straßen und bin innerlich bei ihnen, jede einzelne Minute, im wilden Schusswechsel kann ich ihr unsinniges Gelächter hören (sie sind zugehörnt), Ladehemmung, Ende der Munition, der wiederholte Aufruf, die Waffen niederzulegen, dann schließlich: „Wir ergeben uns“, Stille. Kapitulation. Holger und Jan-Carl mit erhobenen Händen, Baader, der auf einer Trage ins Freie gebracht wird, Knieschuss, durchdringendes Brüllen. Dass Gudrun nicht dabei ist, kann als magerer Trost gewertet werden. Ich sehe weitere Bilder durchs

offene Fenster einer Hausmeisterwohnung. Das Ehepaar sitzt am Küchentisch vor der lärmenden Glotze, schmiert Schmalzbrote und ergeht sich in wüsten Beschimpfungen gegen meine Freunde, so als wären sie anwesend. Schnell suche ich das Wei-te.

Den Rest der Hamburger Gruppe treffe ich in einer konspirativen Wohnung, die als Lager und als Notbehelf dient. Gudrun ist da, befremdend ruhig. Jünschke, Gerd Müller, Peter-Jürgen Boock, Irmgard Möller, Ilse Stachowiack, Helmut Pohl ... Der größte Teil von dem, was noch übrig ist von der RAF. Die anderen haben mit Sicherheit dieselben schrecklichen Bilder vor Augen gehabt und halten sich – über das ganze Land verstreut – in ihren Unterschlüpfen versteckt. Boock schlägt vor, „ein paar seiner Kumpels“ zusammenzutrommeln und die drei Gefangenen umgehend zu befreien. Gudrun geht gar nicht darauf ein. Sie erwähnt den Sprung Baaders durchs Fenster des Dahlemer Instituts, vor zwei Jahren ... Ohne jeden Zusammenhang, sie scheint total weggetreten. Alle reden wild durcheinander, jeder hat etwas zu sagen, keiner ist mit irgendwas einverstanden. Es fällt der Ausdruck „zweite Generation“ bezüglich der jüngeren Mitglieder. Ich höre das zum ersten Mal, und es erfüllt mich zugleich mit Freude und Wehmut. Ich verschiebe die Diskussion auf den nächsten Tag, und zwar mehrere Male.

Gudrun ist ebenfalls gefasst worden, die Verkäuferin in einem Klamottenladen hat in ihrer abgelegten Lederjacke die Knarre bemerkt ... Sechsenddreißig Stunden lang waren wir ohne Nachricht geblieben. Weitere Verluste in Westberlin und anderen Städten. Eine gnadenlose, blutige Auslese. Wir zählen ab, ziehen ab, wägen ab; es gibt lange Momente der Stille, zunehmend periodisch. Zwischen dem kleinen Jünschke und mir geht gar nichts mehr – Enttäuschung, Groll, verletzter Stolz ... ? Er meint, wir sollten eine Sonderversammlung der Fraktion einberufen, zu der auch Bewegungen wie der 2. Juni oder

die Revolutionären Zellen geladen wären, bzw. sollten wir uns schlichtweg mit ihnen zusammenschließen.

– Um die Jagd auf uns zu erleichtern, mit all den Spitzeln, die da unterwegs sind?! Bleiernes Schweigen.

Schließlich sage ich: Deine Tagung kannst du alleine organisieren, mein Lieber, ich hau ab nach Süddeutschland! Wir müssen uns in alle Winde zerstreuen, das ist das einzige, was uns jetzt zu tun bleibt!

Gerd Müller will mit mir kommen: schon wieder ein jugendlicher Verehrer ... Ich lasse mich überreden. Die anderen wirken verloren, planlos. Dann der allgemeine Aufbruch. Sei es allein, zu zweit oder zu dritt, ein jeder macht sich auf den Weg.

14./15. Juni 72. Hannover, im Viertel Oberricklingen. Wir legen eine Pause ein auf unserer Fahrt Richtung Süden. Irmgard und den anderen habe ich eingeschärft, möglichst locker zu bleiben, nicht die Nerven zu verlieren. Wir lassen vorerst alles ruhen; Hauptsache durchhalten, diesen Teufelskreis durchbrechen. Um den Wiederaufbau der Organisation werden wir uns später kümmern. Wenn der Sturm sich gelegt hat.

Gerd ist vor eineinhalb Jahren zu uns gestoßen. Außer einem Polizistenmord bei einer Fahrscheinkontrolle nichts Nennenswertes zu verzeichnen. Die erstklassigen Leute sitzen hinter Gittern oder sind tot, wir haben fast nur noch Zweitbesetzungen in der Fraktion ...

In Hannover landen wir in einer WG, wo unheimlich viel Betrieb herrscht, mir wird bald mulmig zu Mute. Ich bitte die zuständige Sympathisantin, uns einen anderen Ort aufzutreiben. Zähneknirschend willigt sie ein, es ist alles sehr kompliziert. Ich bin Frau Doktor Maria Luckow, so steht es in meinen Papieren ... Frau Doktor, was für ein Witz, ich sehe total abgerissen aus. Am späten Abend bekommen wir eine neue Adresse, ein gewisser Fritz oder Franz sonstwie, ein Volksschulleh-

rer, soll uns von morgen an beherbergen. Er selbst wird nicht da sein, uns aber das Glasfenster in der Wohnungstür offenlassen.

Ich verbringe eine scheußliche Nacht in der WG. Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, und jedes Mal denke ich, es ist eine Razzia. Ich träume, dass das Glasfenster in der Wohnungstür des Grundschullehrers verriegelt ist, dass Holger Meins mit Clownsmaske hinter der Wohnungstür steht, ich sehe einen Zeppelin vorbeiziehen, auf dem das Gesicht von Superbulle Herold abgebildet ist ... Absurd.

Am Tag darauf, die Fahrt mit der Straßenbahn bis ans andere Ende der Stadt, sie kommt mir unendlich lange vor. Mit unseren Rucksäcken wirken Gerd und ich wie zwei drogensüchtige Autostopper – wir meiden den Blickkontakt zu den anderen Fahrgästen. Ich fahre mir mit der Hand durch das gefärbte Haar, bringe es etwas in Ordnung, blicke dann verstohlen auf mein Spiegelbild, das die Stadtlandschaft überdeckt: Die Fassaden, die hinter meinen Falten vorbeiziehen, werden immer trostloser, öde Neubauten; es hat zu regnen angefangen; Gerd döst. Die Straßenbahn leert sich, je weiter wir uns vom Zentrum entfernen; mein Magen krampft sich zusammen. Keine Uniformen an der Endhaltestelle, erste Erleichterung. Die Eingangstür des Wohnhauses ist nicht abgesperrt, das kleine Glasfenster steht ebenfalls offen, zweite Erleichterung. Holger und Jan-Carl warten nicht hinter der Tür auf mich, Enttäuschung. Mir kommen beinahe die Tränen. In dem kleinen Wohnzimmer lasse ich mich aufs Sofa fallen. Eine Singlewohnung, wenig bis gar keine Dekoration. Nachdem wir uns ausgeruht und erfrischt haben, bitte ich Gerd, ein Telefongespräch zu erledigen, wir müssen vorausdenken, Kontakte für unsere nächste Unterkunft knüpfen.

Es wird langsam Abend, der Volksschullehrer kommt sicher bald nach Hause, und wieder werde ich sprechen müssen, erklären, ausweichen. Misstrauisch bleiben. Allein der Gedan-

ke daran erschöpft mich. Unter dem Couchtisch stapeln sich Zeitschriften. Das *Stern*-Logo fällt mir ins Auge, der Titel *Die meistgesuchte Frau Deutschlands*. Mit der Fußspitze drücke ich das Exemplar zurück in den Stapel. Wieder ein Schlag in die Magengrube: Gerd hat gerade zweimal kurz an der Tür geklingelt, wie ausgemacht. Ich stehe auf ...

Im Flur hängt ein Poster vom Che – Mütze, Zigarre, unvergleichliches Lächeln – das ist das letzte, was ich sehe, bevor die Bullen mich zu Boden werfen. Ich wehre mich, fluche und beschimpfe sie mit allem, was mir in den Sinn kommt. Sie legen mir Handschellen an und bringen mich nach unten, wobei sie mich brutal die Treppe hinunterstoßen. Dann werde ich in einen Mercedes gezwungen, Gerd sitzt auch schon drin, die Hände auf dem Rücken gefesselt, eine Platzwunde am Auge, der Oberkörper vornübergebeugt. All das, während ich immer noch vor Wut brülle und die Flucht zu Ende geht.

– Wir haben sie, das war's! ruft der Offizier des Einsatzkommandos in sein Radio.

Mein letzter Schrei verhallt, ich weine.

Zelle, Gang, Treppe, Gang, Verhörraum – und zurück. Keine Besuchserlaubnis. 1973, seit unserer Verhaftung sind zehn Monate vergangen. Sie haben uns wie Tiere behandelt, vorgeführt wie Jagdtrophäen. Im Kommissariat war ich auf Knien, sie haben mich am Unterkinn festgehalten, mein Gesicht in Richtung Fotoapparat gedrückt, mich abgelichtet ... Innerlich schäumte ich vor Wut. Daran zurückzudenken erfüllt mich mit Ekel und Empörung. Die Genossen, die schon vor uns hier in die Festung Stuttgart-Stammheim kamen, haben Gleiches oder Schlimmeres erlitten ... Andy hat mehrere Tage lang nichts zu trinken bekommen, Gudrun hat man in Isolationshaft gesteckt; auch Holger und Jan-Carl wurden misshandelt. Gibt es eine Werteskala der Niederträchtigkeit?

Unser lieber kleiner Volksschullehrer wurde von Gewissensbissen geplagt; seine Alte ließ ihm keine Ruhe mehr, er fürchtete auf einmal größeren Ärger, und so ist er zu den Bullen, um seine Seele zu erleichtern ... Am selben Nachmittag noch haben sie die Operation durchgezogen. Die reibungslose Fahrt in der Straßenbahn, die unversperrte Eingangstür, das offene Dachfenster ... Das ganze Viertel war abgeschirmt worden. Dass uns irgendwann ein Sympathisant ans Messer liefern würde, war vorprogrammiert. Fritz Rodewalds „verantwortungsbewusste Geste“ ist von den Behörden gefeiert, von der gesamten Jugend verurteilt worden: Die Zukunft gestaltet sich schwierig für den Volksschullehrer ... Hätte sich das Ganze eben früher überlegen sollen. Irmgard, Jünschke und die anderen sind drei Wochen nach uns dran gewesen. Ich weiß gar nicht, wo sie geschnappt wurden. Ob Boock noch frei ist? Keine Ahnung ... Die Anwälte bemühen sich, den Kontakt zwischen uns und der Außenwelt aufrecht zu erhalten.

Der Bundesstaatsanwalt will mein Gehirn einer Untersuchung unterziehen lassen. Ein kleiner Lichtblick: Über Verwandte erhalte ich Nachricht von meinen Töchtern. Vom Hochsicherheitstrakt führt ein langer unterirdischer Gang direkt in den Gerichtssaal, der ganze Komplex liegt innerhalb einer Anlage, die mit Wachtürmen ausgestattet ist. Die Rote Hilfe versucht nach Leibeskräften, unsere Lage zu verbessern, mehrere Kollektive unterstützen uns, wir bekommen hunderte Briefe und Pakete. Auch wenn sie uns nicht ausgehändigt werden, freut es einen doch. Man erlaubt uns keinen Kontakt untereinander, folglich keine beziehungsweise wenig Neuigkeiten von Holger, Jan-Carl, Andreas, Gudrun. Der Anwalt Mahler (seit nunmehr drei Jahren in Haft), lästert aus seiner Zelle in den Medien und verhöhnt unsere „legalistische Linie“: Es geht um die Tatsache, dass das RAF-Kollektiv sich für die Rechte der Gefangenen



einsetzt. Nein, Horst, wir erwarten keine Sonderbehandlung, wir verlangen nur, dass unsere Rechte respektiert werden. Wir „jammern“ nicht, wir spielen lediglich die einzig mögliche Karte. Er sitzt schon so lange hinter Gittern, er ist völlig durchgedreht.

Die Monate vergehen, eine schlechte Nachricht löst die andere ab. Vier Jahre Freiheitsentzug für Doktor Huber und seine Frau vom SPK; Strafmilderungen für die RAF-Häftlinge der ersten Stunde, die sich bereit erklären, mit der Staatsanwaltschaft zu kooperieren; unzählige Festnahmen im In- und Ausland: Helmut Pohl, Ilse Stachowiak, Christa Eckes und Eberhard Becker in Hamburg, Kai Allnach und Wolfgang Beer in Frankfurt, Axel Achterrath und Ekkehard Blenk in Amsterdam. Eine positive Meldung: Astrid Proll, die aus medizinischen Gründen vorerst auf freien Fuß kam, hat sich nach England abgesetzt. Leb wohl, Astrid.

Die Hungerstreiks werden zum Ausleseprozess. Ich halte durch. Viele geben auf, sei es aus Mut- oder aus Kraftlosigkeit, Manfred Grashof etwa oder Hans-Jürgen Bäcker. Baader und Ensslin nennen das: in der Haft zum Dissidenten werden. Ich sage dazu: einfach nicht mehr können. Man darf Psychologie und Politik nicht miteinander verwechseln.

— Die Weiße Folter, der man uns unterzieht, ist absolut emblematisch: Sie entspricht dem seiner Vorstellungskraft beraubten modernen Staatsbürger! brüllt Baader während unserer Prozessverhandlung in den großen Gerichtssaal hinein.

— Unser Kampf in den Metropolen war immer ein Kampf mit den Volksmassen und für die Volksmassen! rufe ich meinerseits einige Tage später. Ich weise den Begriff „Privatkrieg“ entschieden zurück, das ist inakzeptabel, haben Sie mich verstanden?!

Die Justizfarce dauert Wochen, Monate. Seit geraumer Zeit schon erhalten wir auch außerhalb der deutschen Grenzen Unterstützung, in Frankreich, Italien und sogar Amerika wird Protest laut. Ein neuer Hungerstreik – wie viele sind wir noch mal? Fünfundzwanzig von uns werden zwangsernährt, in acht verschiedenen Gefängnisanstalten. Intubation, Perfusion, diverse Experimente ... Die Foltermethoden der Sozialdemokratie sind raffiniert. Mein Gehirn soll in diesen Tagen unter die Lupe genommen werden, die Ärzte wollen Analysen durchführen. Wir sind alle ziemlich fertig, und das wirkt sich auf die Beziehung untereinander aus. Mit Andreas und Gudrun hat es eine Annäherung gegeben, wir möchten uns wieder vertragen, nachdem hier im Knast die alten theoretischen Differenzen wieder hochgekommen waren. Draußen steht die Zeit nicht still. Die Bewegung 2. Juni und die Revolutionären Zellen liegen keineswegs auf der faulen Haut: Sie führen eine Serie knallharter Aktionen gegen Symbolfiguren des Establishments durch. In ihren Reihen sind übrigens auch die letzten von uns untergekommen, die sich noch in Freiheit befinden.

Holger Meins ist tot, ich habe es heute Morgen erfahren; er wog nur mehr neununddreißig Kilo. Holger, unser *Mann mit der Kamera*, wahrscheinlich der Beste von uns, der mit dem größten Herzen. Diese Hungerstreiks, einer nach dem andern, erbarmungslos, bis zum bitteren Ende ... Das ist alles Gudruns Schuld! Hässliche Gedanken kreisen in meinem Kopf. Wäre sie da, ich würde ihr meine Meinung ins Gesicht schreien. Draußen bekommen wir immer mehr Zuspruch, von überall her. Es ist Klaus Croissant, unser prominenter neuer Anwalt, der das Ganze bewältigt. Wer hat noch mal gesagt, dass eingesperrte Terroristen beliebter sind ... ?

Eine ohne den anderen sind Ensslin und Baader nicht viel Wert, das war jedem klar, und die Haft bestätigt es. Gudrun ist zu jung für das hier, wohingegen ich schon genug erlebt habe. Vielleicht ist sie mir gegenüber deshalb so aggressiv und

schlägt in den Nachrichten, die sie mir zukommen lässt, einen so harschen, anmaßenden Tonfall an. Gegen Ende unseres Prozesses hat sie vor Richtern und Journalisten behauptet: „Die Erniedrigten und Unterdrückten, das Großstadtproletariat – das war Baaders Anliegen!“ Ich bin nicht davon überzeugt, dass sich die Erniedrigten mit ihm identifizieren können. Nun gut, das ist meine Meinung. Er ist kein Blanqui und kein George Jackson. Ich habe zwar nichts gesagt, aber sie kennt wohl meine Ansicht. Jedenfalls steht das jetzt zwischen uns. Baader ist ausgebrannt, er hat zu schnell gelebt. Wie wir alle, aber er ohne Zweifel noch etwas mehr. Eineinhalb Jahre Haft und Psychofolter gehen auch nicht spurlos an einem vorbei. Seit Kurzem hat er eine neue Aufgabe für sich entdeckt, nämlich den Leuten das Leben zur Hölle zu machen: mir, den andern, all denen, die draußen sind.

Der Nachwuchs geht mit mehr System an die Sache ran als wir damals oder die „Cousins“. Gewiss, die Zeiten haben sich geändert, sind härter geworden. Eines kann man mit Sicherheit sagen: Es wird heute nicht mehr viel herumgeblödel. Manche ihrer Aktionen sind dezidiert antizionistisch, fordern zu viele Opfer. Diese jungen Leute können einem ja leidtun, sie sind die verlorenen Kinder des bewaffneten Widerstands, müssen ihren Platz erst finden. Ein äußerst erfreulicher Punkt allerdings ist die starke Beteiligung des weiblichen Geschlechts in diesen Gruppen. Es scheint, als hätte endlich die Stunde der Frauen geschlagen ... Los Mädels, auf die Barrikaden! Holt euch, was euch zusteht! Diese ganzen verfluchten Paschas, die über unsere Köpfe hinweg Entscheidungen treffen, Urteile fällen ... Ich bereue nicht, einige von ihnen umgelegt zu haben!

Ich denke an mein Leben zurück, an die Menschen, die ich geliebt habe, an die, deren Liebe ich enttäuscht habe. Peter Hermann (wäre sonst aus ihm vielleicht kein „Pentito“ geworden?),

Holger Meins, mein alter Komplize, mein heiß geliebter Filmemacher, Irene, die kleine Ausreißerin (meine Bildschirmheldin), Margrit, die schöne revolutionäre Krankenschwester (meine letzte – verpasste – Chance), die wahnwitzige Irmgard (wer weiß?) ... Wir hatten letztendlich nicht genug Zeit für die Liebe. Der Krieg hat uns völlig in Beschlag genommen, uns voneinander entfernt, obwohl wir uns so nah waren ... Die paar Nächte, die wir für uns selbst beansprucht haben ... Das kommt mir im Rückblick so verdammt wenig vor. Ach, wie gerne wäre ich nochmal mitten in einem dieser gewaltigen Protestmärsche der Anfänge, Seite an Seite mit einem hübschen Studenten, einer hübschen Studentin, oder in einem dieser besetzten Häuser, wo man sich die Bierflaschen und die Joints herumreichte, oder in einem Berliner Hauseingang bei Einbruch der Nacht, um dann, nach einer herzlichen Begrüßung, in die Wohnung von Sympathisanten einzutreten. Wie gerne hätte ich ein bisschen mehr Zeit gehabt ...

Von meinen Mädchen habe ich einen Brief bekommen, es wirkt eigentlich nicht so, als würden sie mich verabscheuen. Mein Exmann gibt sich großherzig, lässt sich jedoch in der Presse über meine Neurosen aus. In ganz Deutschland ist mein Gehirn zum Gesprächsstoff geworden, es soll die auslösende Ursache meiner terroristischen Aktivität sein. Nun gut, dann forscht mal schön! Es heißt, wer sucht, der findet ... Das Sozialistische Patientenkollektiv von Heidelberg hat es ganz richtig erkannt: Die Krankheit wird *ex nihilo* geschaffen, sie dient den Interessen der Mächtigen. Und die Zwangsjacke ist dann ja auch die beste Knastzelle überhaupt, ich weiß, wovon ich spreche.

Die „Eskalation der Konterrevolution“, die große Theorie des brasilianischen Guerilleros Marighella, hat hier in Deutschland keinen Erfolg gezeitigt. Die RAF hat zwar die Waffen in die Hand genommen, doch in manchen Punkten hat sie die Anleitungen des Brasilianers nicht befolgt. Vielleicht war die

Bewegung einfach noch nicht reif ... Wir haben das „revolutionäre Subjekt“ *ad acta* gelegt und uns dadurch in totale Isolation begeben, so weit, weit weg. Weg vom Proletariat, den Arbeitermassen, der Basis in den Metropolen, oder was weiß ich noch. Ja, wir haben schließlich jeglichen Gedanken an den „dritten Teil“, das zu erziehende Volk verworfen. Ihr werdet sagen, wir sind narzisstisch – ach, ihr könnt sagen, was ihr wollt, mir doch egal ... Was war es, das uns gefehlt hat? Woran hat es gemangelt? ... Darüber zerbreche ich mir den Kopf. Es ändert sowieso nichts, nichts am Ausgang dieser Geschichte: Die BRD gegen den harten Kern der RAF, sechzig Millionen gegen fünf oder sechs ... Eine kümmerliche Bruchrechnung, mag sein, aber zumindest dies. Die Partie kommt zum Abschluss; etwas ist passiert.

Dezember 74. Sartre hat Baader einen Besuch abgestattet. Und was ist bitte schön mit mir?! Andreas, dieser Kindskopf, was wäre er denn ohne mich, ohne das, was ich ihm beigebracht habe, ohne die von mir verfassten Texte? Nichts, gar nichts! Nun denn, die feinen Herren können von mir aus gerne unter sich bleiben und Sprüche klopfen, wenn's ihnen Spaß macht. Ein paar Erfolgserlebnisse sind aber dennoch zu berichten: Jean Genets Zustimmung etwa, oder die Entrüstung, die Michel Foucault angesichts unserer Haftbedingungen ausgedrückt hat. In Deutschland hingegen herrscht öde Stille, seit Brecht gibt es keine Intellektuellen mit Rückgrat mehr in diesem Land.

Und was kommt nach der RAF? Welch dumme Frage. Wir werden die Zellen des Stammheimer Fegefeuers freimachen ... Schluss mit dem Happening, Ende des Lehrstücks?! Es muss nun mal aufhören, oder nicht? Am schlimmsten wäre es, nicht zu wissen, wann man aufhören soll. Man ist hier so allein, eine derartige Stille habe ich nie erlebt. Wie lange hält ein Mensch

das aus? Ich kann nicht mehr. Man muss sich das bewusst machen: Vor gerade mal vier Jahren wurden die Städte belagert, wir waren mit Brecheisen und alten Gewehren ausgerüstet, wir besetzten die Straßen, wir zählten uns ab, die Zahl hätte beinahe ausgereicht ...

*Germania*, eine Binde vor den Augen, nähert sich der Mauer, streckt ihren Hals nach vorn, es ist meiner. *Ich bin eine Terroristin*. Ich halte den Atem an, die Lippen wie zum Kuss bereit. War, bin, werde sein, sagte sie. Ich, eine unter ihnen ... Eine Heldin? Es herrscht eine wunderbare Ruhe. Es gibt kein Verbrechen mehr, kein Blut, keine Tränen, kein Leid. Und dennoch, bleibt noch viel zu tun ... Hände streifen mich, ich weiß nicht, ob es meine sind, ich spüre einen Strang um meinen Hals. Bin ich es, die das tut? Mit erstaunten Fingern berühre ich mein Gesicht, als wäre es das einer anderen. Der Knoten einer Schlinge wird gebunden – dieser flache Atem, ist es meiner oder jener der Männer, die gekommen sind, um mich auszulöschen? ... Ich trete mit den Füßen gegen die Wand, mein Herz hämmert ...  
Finsternis.

Ich räume das Feld. Genug geredet, es reicht. *Exit* Meinhof.







## Quellenmaterial des französischen Originalwerks

- *La Bande à Baader ou la violence révolutionnaire*, Rote Armee Fraktion, Champ libre, 1972.
- *Marcuse et la nouvelle gauche*, Jean-Michel Palmier, Belfond, 1973.
- *Faire de la maladie une arme*, SPK (Sozialistisches Patientenkollektiv), Champ libre, 1973.
- *À propos du procès Baader-Meinhof, Fraction armée rouge : la torture dans les prisons en RFA*, Klaus Croissant, Viktor Kleinkrieg, Christian Sigrist, Sjeff Teuns, etc., Christian Bourgois, 1975.
- *Tupamaros Berlin-Ouest*, Michael Baumann, Presses d'aujourd'hui, 1976, rééd. sous le titre *Passages à l'acte. Violence politique dans le Berlin des années soixante-dix*, Nautilus, 2008.
- *Mutinerie et autres textes d'Ulrike Meinhof*, Éditions des femmes, 1977.
- *Textes des prisonniers de la Fraction Armée Rouge et dernières lettres d'Ulrike Meinhof*, Maspero, 1977.
- « *L'affaire allemande* », Libération, édition spéciale, 1977.
- *La Mort d'Ulrike Meinhof. Rapport de la commission internationale d'enquête*, Maspero, 1979.
- *La Mort mercenaire*, Hans-Joachim Klein, Seuil, 1980.
- *RAF. Guérilla urbaine en Europe occidentale*, Anne Steiner et Loïc Debray, Méridiens Klincksieck, 1987, rééd. *L'Échappée*, 2006.
- *L'Ennemi déclaré. Textes et entretiens*, OEuvres complètes vol. 6, Jean Genet, Gallimard, 1991.
- *Mouvement étudiant et critique du fascisme en Allemagne dans les années 60*, Christine Kohser-Spohn, L'Harmattan, 1999.
- *Ulrike Meinhof. Die Biografie*, Jutta Ditfurth, Ullstein, 2007.
- *Die Geschichte der RAF*, Willi Winkler, Rowohlt, 2007.
- Rote Armee Fraktion – Documents, [laborhistory.net/raf](http://laborhistory.net/raf)



Dieses Buch wurde in einer kleinen Auflage gedruckt und wird nicht kommerziell vertrieben.

Wir hoffen, dass es trotzdem möglichst viele Menschen erreicht. Verschenke und gib das Buch gerne weiter, wenn Du uns dabei helfen möchtest!

Obwohl alle Mitglieder unseres Vereins unbezahlt arbeiten, sind manche Ausgaben nicht zu vermeiden. Dazu gehören zum Beispiel Druck- und Versandkosten, weshalb wir auf Unterstützung angewiesen sind.

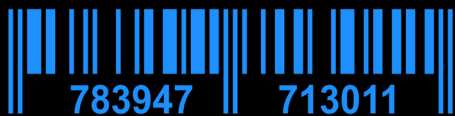
Wir freuen uns über jede Spende: [devians.de/support](https://devians.de/support)

R

A

E

9



783947

713011

